Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

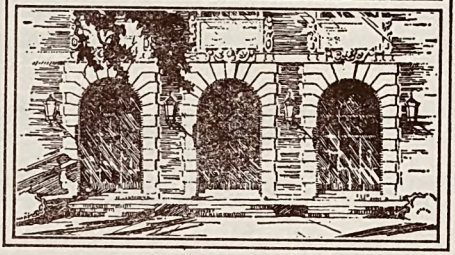
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

STACKS



Leipzig

Neue (18.), vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Unter Mitwirkung von 10 bedeutenden Professoren und Ärzten herausgegeben von Dr. med. **Wilh. Camerer.** Mit 152 Abbildungen und 13 Tafeln im Text, sowie 5 farbigen Einschalttafeln. In Halbleinen gebunden derzeit 320 Mark.

Ein so altberühmtes Buch in neuem modernen Gewande, durch Erweiterung und Ergänzung auf den heutigen Stand der Wissenschaft gebracht, bedarf keiner besonderen Empfehlung, es ist Gemeingut des Volkes geworden und darf keinesfalls mit den üblichen populär-medizinischen „Hausarzt"-Büchern verwechselt werden. Durch das ausführliche Register ist der reiche Inhalt leicht zugänglich gemacht und das Bockſche Buch ein recht willkommenes Nachschlagewerk geworden. Schlesische Zeitung, Breslau.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

An unsere Leser!

Ein Band unserer beliebten „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" konnte bis zum Beginn des Weltkriegs den Abonnenten für 75 Pfennige geboten werden — das waren 75 Pfennig Gold oder nach dem bei Erscheinen dieses Bandes gültigen Umrechnungssatz von 1 zu 100 **Fünfundsiebzig Papiermark**, nach der zur selben Zeit errechneten Teuerungsziffer etwa **Achtzig Papiermark**. Soviel müßte ein Band jetzt kosten, wenn der Verlag sich nicht entschlossen hätte, wie bisher

weitere Opfer zu bringen,

um seinen treuen Abonnenten die altgewohnte und liebgewordene geistige Erholung und Ablenkung auch fernerhin, und zwar zu ganz mäßigen, im Vergleich mit der sonstigen Teuerung beispiellos geringen Preise (siehe Bestellzettel) bieten zu können.

Das ist freilich nur möglich, wenn die Leser ihrer „Bibliothek"

dieselbe Treue bewahren

und ihre Anhänglichkeit durch Weiterabnahme und -empfehlung betätigen. Hierum und um recht zahlreiche neue Freunde bitten wir. Die

in Millionen von Händen verbreitete „Bibliothek"

wird, wie seit vielen Jahrzehnten, eine reiche Quelle spannender und nützlicher Unterhaltung sein, die die Feierstunden verschönt und alt und jung Befriedigung und Belehrung vermittelt. Auch der neue Jahrgang wird

fesselnde Romane und Erzählungen

namhafter Schriftsteller, Interessantes und Wissenswertes aus allen Gebieten, Praktisches aller Art fürs Leben der Gegenwart bringen und jedermann Gelegenheit geben zur Anlegung und Fortsetzung einer wirklich

gediegenen Hausbibliothek.

Alle 4 Wochen wird ein schön gebundener Band ausgegeben. Der neue Jahrgang wird

3 Preisrätsel mit Preisen von zusammen **10 000 Mark** veröffentlichen. Näheres über den Inhalt des neuen Jahrgangs umseitig.

Für den neuen Jahrgang sind unter vielen anderen folgende Romane und Erzählungen erworben:

Brandstifter. Ein Schelmenroman von Viktor Helling.

Liebesbriefe. Novelle von Julius R. Haarhaus.

Wie der Bader Lämmle den Lumpen-Heiner drankriegte. Erzählung von Artur Iger.

Grobschmied. – Agnes. Zwei Novellen von Jakob Schaffner.

Die Erbschaft. Humoreske von Hanns Lerch.

Xaver Niedermoser muß heiraten. Von Wilhelm Lennemann.

Von beliebten Erzählern sind weiterhin gewonnen:

Eva Gräfin von Baudissin, Horst Bodemer, W. Hamon, Wilhelm Rhenius, Eugen Stangen und andere mehr.

An Mannigfaltigkeit und kenntnisförderndem, bleibendem Wert sollen die folgenden Bände hinter den früheren nicht zurückstehen. Sie werden deshalb in anziehender Abwechslung eine bunte Reihe allgemeinverständlicher, aber mit zuverlässiger Gründlichkeit bearbeiteter

Beiträge aus allen Gebieten des Wissens wie des praktischen Lebens

enthalten und ebenso durch Schilderungen fremder Länder und Völker den Leser fesseln, wie zu dankbarer Würdigung heimatlicher Schätze in Natur und Geistesleben anregen. Nicht nur Kultur und Volksbrauch früherer Zeiten, sondern vor allem Forschung und technische Fortschritte der Gegenwart, Wandlungen der Volkswirtschaft wie Verbesserungen im Haushalt, Gesundheit und Krankheit, ernste Aufgaben und frohe Spiele sollen Berücksichtigung finden.

Der Text wird durch zahlreiche Abbildungen

nach künstlerischen Zeichnungen oder Originalaufnahmen ergänzt. Und die Preisrätsel werden Gelegenheit zu unterhaltendem Wettbewerb für Alle geben, so daß gewiß jeder an der Fülle des Gebotenen seine Freude haben wird.

Stuttgart.

Schriftleitung
und Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Das tote Haus" von Hertha Hessig-Stahl. (S. 54)
Originalzeichnung von A. Wald.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-
beiträgen von hervorragenden
Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

1. Band
Jahrgang 1923

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Digitized by Google

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

83ϕ.8
B47
1923: 1

Inhaltsverzeichnis

Das tote Haus / Erzählung von Hertha Heffig-Stahl / Mit Bildern von A. Wald 7

Brandstifter / Ein Schelmenroman von Viktor Helling 55

Abnormitäten / Von Dr. Otto Siewers Mit 16 Bildern 110

Praktische und leicht zu handhabende Lötwerke für den Haushalt / Von Max Renz / Mit 7 Bildern 135

Die Vorläufer der Schmetterlinge / Von Dr. Bergner / Mit Bild 142

Die Bekämpfung angeborener Krankheitsanlagen / Von Dr. med. Adolf Stark 148

Das Ulmer Fischerstechen / Von Justus Michahelles / Mit 7 Bildern 152

Der richtige Mieter / Groteske von Manfred Kyber 163

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Ungewöhnliche Niststätten / Mit 7 Bildern . 173
Bücher sind nicht vogelfrei 178
Was man täglich dutzendmal ansieht und doch nicht kennt 182
Der gesunde Menschenverstand, Geheimwissenschaft und Hühnerzucht 184
Wie man im „Frieden" den Krieg fortführt 188
Die Pflanze mit den Auferstehungsternen . 190
Von Sonnenkönigs Gnaden 191

Digitized by Google

Das tote Haus

Erzählung von Hertha Hessig-Stahl

Mit Bildern von A. Wald

Dicht am Waldrande lag das Dorf. Es gab dort keine regelrechten Straßen und keinen Marktplatz; willkürlich umhergestreut leuchteten die schmucken Gehöfte aus dem Grün der Gärten und Wiesen, und von einem zum andern führten malerische Stege, nicht selten unterbrochen durch ein Brücklein, das sich über einen rauschenden Bach spannte. Weit hingedehnte Felder im goldigen Glanz reifer Ähren breiteten sich rings umher, und in den Wald, an den es stieß, sah man hinein wie in ein Reich, in dem es allerhand märchenhafte Dinge geben mußte, wie huschende Eidechslein, samtenes Moos und neckische Sonnenlichter zwischen dunklen Tannenwipfeln. Von fernher aber tönte mitunter der Pfiff der Lokomotive, ein Ruf aus der Welt, die weitab lag von dem stillen Eilande.

Und doch hatte die Welt das stille Land entdeckt. Sie trachtete sogar, recht nach ihrer Art, eifrig danach, Nutzen daraus zu ziehen. Nicht nur, daß Leute aus der Stadt, öfter als den Dörflern lieb war, den Weg heraus fanden, um sich ihre Ränzel und Beutel mit Lebensmitteln zu füllen, sie kamen im Sommer auch gern als Gäste, und allmählich hatte man sich im Dorfe daran gewöhnt, daß der Hörnes und der Kurtz und der Gottlieb Steurer sowie noch ein paar andere Bauern Fremde bei sich aufnahmen. Da sah man dann zierlich gekleidete, blasse Stadtkinder mit den kleinen Dörflern in den Gärten spielen; zwischen den schlanken Tannen waren Hänge-

Digitized by Google

matten aufgemacht, und der Pfarrer konnte unter den Einheimischen viele unbekannte, immer wieder wechselnde Gesichter finden. Aber er sprach darum doch immer nur, wie man aus lauterem Herzen zu einfachen Menschen redet, in seiner schmucklosen Kirche, deren alte Uhr so wundervoll schläfrige Stundenschläge über die Häuser und Felder und den stillgeschäftigen Tag des Landlebens hinwegtönen ließ.

Heuer war der Sommer besonders heiß, und in der Stadt litt man unter der Milchnot und dem harten Druck der Teuerung. Da kamen sie in Scharen hinausgepilgert ins Grüne. Und weil die Zahl der Bauernhäuser, die von ihren großen, kühlen, heudurchdufteten Stuben ein paar an die Fremden abgaben, immerhin beschränkt war, so mußte mancher praktisch Rechnende wieder heimwärts pilgern in seine drückenden Mauern. Einer aber glaubte sich doch unterbringen zu können trotz aller Abweisungen, die ihm widerfahren waren. Ein wohlbeleibter, bebrillter Herr war's, der schwitzend, den Strohhut in der Hand, von Hof zu Hof lief. Sakra! Waren denn all diese Bauern vor den Kopf geschlagen, daß sie den schönen Verdienst, der sich ihnen geradezu ins Haus drängte, so blöd mißachteten?

Unter den Füßen des Dicken knarrte das Holzbrücklein, und er selber ächzte gar mächtig, als er sich einen kleinen Hügel hinaufarbeitete, von dem, zwischen früchtebeladenen Obstbäumen halb verdeckt, ein rotes Ziegeldach winkte. Er war zum ersten Male hier und wußte nichts von Land und Leuten. Wer mochte da wohnen?

Nun stand er auf dem Hügel. Vor ihm lag ein weißes Haus, schöner gebaut als die andern im Dorf, mit einer Sandsteintreppe, die zum überdachten Vorbau hinanführte, und mit feinen Schmuckformen über den breiten

Digitized by Google

Fenstern. Da lag es und träumte in den Sommer hinein. Verriegelt die Haustür, geschlossen die grünen Läden. Der Obstgarten, der es umgab, verwahrlost, die Wege von Unkraut überwuchert. Ein totes Haus.

Waren alle gestorben, die darinnen gewohnt hatten? Waren sie in ein fernes Land gezogen? —

Nicht lange hielt sich der dicke Herr mit solchen sentimentalen Gedanken auf. Er ärgerte sich wieder einmal rechtschaffen. Lief man da zwecklos im ganzen Dorf herum, und hier stand ein leeres Haus. Unrecht war es, so vielen schönen Raum unbenützt zu lassen bei den Zeiten! Da mußte man doch gleich mal den Schultheiß fragen.

Einem Bäckerbuben, der mit einer Kiepe voll Brotlaiben auf dem Rücken am Gartenzaun vorüberging, rief er zu: „He — du — Junge — wo wohnt euer Schultheiß?"

Der Junge beschrieb es mit vielem „Links" und „Rechts", und der dicke Herr wanderte ärgerlich auf gewundenen Stegen bis zu dem bezeichneten Gehöft.

In der Amtstube des Schulzen schlug er dann gewaltig Lärm. Von der Wohnungskommission redete er, von Hinterwäldlerei und mehr solch unliebsamen Dingen, die der Ortsallmächtige indes mit schlauem Blinzeln so ungerührt anhörte, als wären es belanglose Dummheiten. Als der Aufgeregte nichts mehr zu poltern fand, fragte er, die breiten Daumen phlegmatisch umeinander drehend: „Was wollen Sie eigentlich wissen, Herr?"

„Wissen will ich, wem das Haus da oben gehört, das Haus, in dem drei Familien untergebracht werden könnten!" eiferte der Herr mit der Brille, dem diese bäuerische Dumpfheit das letzte bißchen Fassung raubte. „Und was ich noch weiter will: dem Besitzer mal 'n klein wenig den

Digitized by Google

Verstand lüften, damit er nicht länger so grützdumm an den Nöten der Zeit vorbeiduselt. Vermieten soll der Mann! Jawohl, vermieten!"

Der Schultheiß zog seinen großen, grauen Kopf ganz tief zwischen die Schultern; der Rockkragen stieg immer höher.

„Ja, das bringen Sie dem nur bei, Herr," sagte er, noch schlauer blinzelnd als bisher; „da verdienen Sie einen Orden, wenn Sie's fertig kriegen. Wo er wohnt, der Jörg Klausner, das sagt Ihnen jedes Kind. Jörg Klausner, verstehen Sie? Und nun wünsch' ich Ihnen 'nen guten Weg. Ich muß zum Herrn Pfarrer wegen der Neuwahl vom Kirchenrat."

Er war leicht zu finden, der Jörg Klausner. Oder vielmehr sein Gehöft. Öde und ärmlich lag es am Waldrand — ein dürftiges, ungastliches Häuschen mit blinden Scheiben und einer Tür, die in den Angeln schlotterte. Nur die Ställe schienen gut imstande zu sein, und das Steinpflaster des Hofes war sauber gefegt.

Aus der Baracke kam ein zahnloses altes Weiblein hervor. Der Klausner sei nicht daheim, murmelte sie, auf dem Roggenfeld sei er, nicht weit hinterm Haus.

Endlich also kriegte man ihn zu fassen, diesen Menschen, der dem dicken, cholerischen Herrn als Narr erschien, weil er wie ein Taglöhner hauste und drüben ein schönes Haus leerstehen ließ! Von rückwärts gesehen, glich der Mann allerdings keinem Irrenhäusler. Er stand zwischen seinen Kornmandeln, auf die in der Frühe ein starker Gewitterregen niedergegangen war, und die nun gewendet werden mußten. Ruhig und stetig arbeitete er. Die Garben schoben und drehten sich unter seinen braunen, sehnigen Händen. Er bot ein knappes „Grüß Gott", als er die fremde Stimme hinter seinem Rücken vernahm, aber sich umzuwenden hielt er nicht für nötig.

Digitized by Google

Der dicke Herr war betroffen. Er sah ein, daß es nicht leicht sei, jemand, der einen nicht ansieht, Grobheiten zu sagen. Darum räusperte er sich und nahm einen Anlauf und hatte gerade das Wort „Sommerwohnung" herausgebracht, als der Bauer sich ihm zuwandte. War das ein Gesicht! Braun, hager und kühn geschnitten. Unter der weißen Stirn gewahrte er scharfe, dunkle Augen, in denen etwas Drohendes loderte. Reckenhaft stand die Gestalt da; ein Riesenkerl in grober Hose und schweißdurchtränktem Hemd, das den Oberkörper umspannte. Ein böses Lachen irrte um den Mund, als er sprach: „Sie sind auch einer, dem mein Haus im Weg steht, nicht wahr? Wissen Sie was, gehn Sie heim, aber schnell, wir kriegen wohl bald wieder ein Gewitter. Grüßen Sie alle, die schon vor Ihnen da waren und sagen Sie ihnen, der Klausner, der verrückte Kerl, wird eher sein Haus mit eignen Händen einschlagen, eh' er einen fremden Fuß über seine Schwelle gehen läßt. Da geht der Weg zur Stadt. Vergessen Sie das Wiederkommen, Herr!"

Mit ausgerecktem Arm wies er die Richtung der Landstraße.

Der Dicke drehte sich, als würde er an einem unsichtbaren Fädchen herumgeschwenkt, und wandte vorsichtig erst den Kopf, als er vor der Waldecke stand. Da sah er ihn immer noch, den gewalttätigen, gemeingefährlichen Patron, der sich dunkel und riesenhaft vom hellblauen Himmel abhob. Um den Mund lag wohl immer noch der höhnische Zug, der einem gruselig machen konnte. Drüben auf der Anhöhe leuchtete das weiße, stille, leere Haus.

Lange hatte Jörg dem Fremden nachgeschaut. Er wollte gewiß sein, daß der da auch wirklich fortging. Dann hob er die breiten Schultern, wie um etwas Wid-

Digitized by Google

riges abzuschütteln, und arbeitete weiter; langsam, mit schweren Bewegungen. Er empfand es als Erlösung, daß von drüben, vom schmalen Fußweg her, der am Wald entlang führte, wieder jemand zu ihm herüberrief.

„Grüß Gott, Klausner. Fleißig alleweil? Das war ein starker Guß heute — aber recht ist's gewesen; ein Herrgottsegen war's."

Mit beweglichem Schritt kam der Dorfpfarrer zu dem Einsamen herüber. Ein schlanker Mann, dessen blühendes, von Milde und Heiterkeit leuchtendes Gesicht jung geblieben war unter silbernem Haar. Nun schüttelte er dem Bauern die Hand.

„Wie geht's, wie steht's, Klausner? Habt heut' schon Besuch gehabt, wie mir schien, aber er hat sich nicht aufgehalten. Ich sah da vorhin einen Fremden von Eurem Hof kommen — der ging wie mit Siebenmeilenstiefeln."

„Kommen Sie doch auf 'nen Sprung herein in die Stube, Herr Pfarrer," sagte Klausner. Schüchtern klang es, so wie einer spricht, der sein Anschlußbedürfnis vor sich selber nicht gutheißen will.

Schweigend schritten die Männer dem Häuschen zu. Aus einem Winkel des engen, finsteren Flures war die alte Kathi hervorgekommen, des Klausners Hauserin und einzige Gesellschaft; sie öffnete mit ein paar Worten, die aus ihrem zahnlosen Mund kamen, dem geistlichen Herrn die niedere Tür. Der Pfarrer mußte sich bücken, als er über die Schwelle trat, und der Klausner unter den hängenden Balken seine mächtige Gestalt zusammenducken.

Ein kleiner, verwahrloster Raum nahm sie auf. Nirgends fand sich auch nur ein bißchen von Schmuck. Kein freundliches Gardinchen am Fenster und die Scheiben waren längst erblindet. Keine Decke lag auf dem roh-

Digitized by Google

gezimmerten Tisch, aber in der Ofenröhre stand mit abgeschlagener Schnaube und schwarzen Rußringen ein irdener Kaffeetopf, der das ständige Labsal der alten Kathi enthielt. Durch die offene Tür sah man in der Kammer nebenan ein schmales, dürftiges Bett. So konnte nur einer hausen, der in seinem Heim fremd war, oder in zäher Verbissenheit unwirtschaftliche Öde um sich her wollte.

„Klausner, das geht doch nicht länger so, Ihr werdet einen Knecht nehmen müssen," sprach der Geistliche mit mildem Vorwurf, als der Bauer sich ihm gegenüber schwer auf den hölzernen Schemel sinken ließ. „Ihr arbeitet Euch zuschanden; die Wirtschaft ist zuviel für einen. Habt schon genug Ehre damit eingelegt, daß Ihr Hof und Feld so in Ordnung haltet, und daß Euer Vieh das beste ist im ganzen Dorf. Nur an Euch selber denkt Ihr zu wenig."

Und als kein Laut von den Lippen des Bauern kam, sprach der Pfarrer in heiter ablenkendem Ton weiter: „Wie steht's denn, wollt Ihr nicht wieder ein bißchen Musik hören, Klausner? Kommt doch Sonntag nachmittags zu mir, dann spiel' ich Euch was von dem großen Beethoven oder von dem traulichen Alten, der so fromm und ein so fröhlich Kind Gottes war, daß er immer, wenn ihm was Schönes im Sinn lag, auf seine Knie fiel und betete: ‚Hilf mir dazu, mein lieber Herrgott!' Vater Haydn ist Euch ja kein Fremder mehr, nicht wahr, Klausner?"

Das finstere Gesicht des Bauern verklärte sich.

„Dank Ihnen, Herr Pfarrer; ich komm' gern," sagte er weich, „bin ja immer aufs neu' verwundert, daß Sie mich aufsuchen und zu sich laden zu der schönen Musik — ja, daß Sie sich überhaupt nicht von mir abgewandt

Digitized by Google

haben, wie's Ihr Recht wär' als geistlicher Herr, weil ich keine Gemeinschaft mehr hab' mit dem, was Sie in der Kirche predigen." Er schwieg und es schien, als dränge sich etwas hart, aber unwiderstehlich, noch mehr auszusprechen, was im Grunde einer verdüsterten Seele glühte. Aber die des Schweigens gewohnten Lippen schlossen sich wieder vor dem erlösenden Wort.

Der Pfarrer fühlte es wohl.

„Ich hab' meine besondere Auffassung von meinen Rechten und Pflichten," sagte er gelassen; „ich weiß auch, daß der Herrgott, den Ihr meiden wollt, Euch doch nah' ist im Schönen und Erhabenen, und daß Ihr ihn darin liebhabt. Wer der edlen Musik das Herz so öffnen kann wie Ihr, bleibt mir ein Freund unter den Meinen, wenn er auch seit zwölf Jahren das Gotteshaus nicht mehr betreten hat. Es können ja auch noch andere Zeiten kommen — denkt an mich, Klausner!"

Da war, als bräche ein Damm nieder in der Seele des Mannes und als wühlten die Fluten darüber hinweg. Die starken Hände auf der Tischkante falteten sich.

„Herr Pfarrer, Sie haben sich's in Ihrem Sinn so zusammengetragen, wie Sie's von den Leuten hörten. Manche mögen mich wohl einen liederlichen Kerl genannt haben und andere einen Narren. Trotz alldem haben Sie mich nicht verachtet. Wenn ich's über mich bringen könnt', daß ich davon redete — einmal im Leben — wie's zugegangen ist da — da inwendig ..."

Der Pfarrer neigte seinen weißen Kopf.

„Sprecht, wann und wie Euer Herz es will."

Eine Weile blieb es still in der kleinen Stube. Aus der Küche drang dumpfes Gepolter, als fiele eine Last Brennholz von den Schultern des alten Weibleins auf den Steinflur. Um das verstaubte und verschlossene Fenster

Digitized by Google

summten ein paar große Fliegen. Dann begann der Mann zögernd zu flüstern wie ein Gequälter im Beichtstuhl: „Das war zwei Jahre, bevor Sie unser Pfarrer geworden sind. Die Leute werden Ihnen erzählt haben, daß ich damals ein flotter Bursch gewesen bin, der auf die Freite ging. Von der Weber-Vroni werden sie Ihnen auch gesagt haben. Was das für ein Mädel war, Herr Pfarrer, ein frisches, herzliebes Ding, und in der Arbeit tüchtig wie ein Mann! Wir haben auch in die Welt hineingejauchzt, wir zwei in unserem Glück. Und daß mir alles so wohlgelang, daß das Korn wuchs und das Vieh gedieh — ich meint', das käm' alles davon her, daß ich so glücklich war. Ich hatt' damals die kleine Wirtschaft hier vom Vater überkommen und saß in bescheidenem Wohlstand, und schaffte vom Morgengrauen bis in die sinkende Nacht. Bald war's soweit, daß ich einen Acker dazu kaufen konnt' und ein gutes Stück Wiesenland, und dann ging's an den Hausbau. Das war eine Zeit! Soviel Freud' und Hoffnung und gute Zuversicht ist noch in kein Haus gebaut worden, wie in das da drüben, auf das heut' das ganze Dorf mit scheelen Augen sieht oder heimliche Spottreden führt. Nicht schön genug konnt' ich's haben, und nicht genug konnten wir uns erzählen, wie glückselig, fromm und arbeitsam wir darin leben wollten. Nachts träumt' ich von unserem Haus, und frühmorgens, eh's an die Arbeit ging, schwenkt' ich die Mütze 'rüber mit einem Jauchzer: ‚Wieder ein Tag näher ans Glück! Gott segne dich, du neues Haus!' Nach der Ernte sollt' unsere Hochzeit sein. Wir hatten brav warten müssen, denn bei den Webermädeln geht es ordentlich der Reihe nach; die zwei Ältesten waren schon verheiratet, nun sollten erst noch die Marie und die Lene aus dem Haus kommen, die waren mit reichen Bauern drüben

Digitized by Google

aus dem Schlesischen versprochen, und daß die Jüngste von den Fünfen, die Broni, sich für mich aufhob, das war mein Stolz! — An einem schönen Septembertag sind wir miteinander in die Kirche gegangen zum Aufgebot. Ich seh' noch der Broni ihr liebes Gesicht neben mir, wie der Pfarrer auf der Kanzel beim Aufgebot sagte: „... und so jemand ein Hindernis wüßte, der melde sich beizeiten oder enthalte sich später jeglicher Einsprache.' Er war ein eifriger Herr, unser junger Herr Pfarrer, und er hat sich bald wieder von hier fortgemeldet in die Stadt, weil er mit den Bauern nicht warm werden konnt' und die Leute nicht mit ihm. Damals achtete ich auf seine Worte gar nicht, denn in meinem Herzen war ich Gott dankbar, der mir die Broni gegeben hatte. Wie wir zwei nach dem Gottesdienst still vor unserem neuen Haus standen, da waren wir wahrhaftig andächtige Menschen. —

„Am anderen Morgen kam die Webern zu mir. Ich erschrak, wie ich sie ansah; zusammengeknickt war die stattliche Frau. Ich solle kommen, mir meinen Jungen zu holen, sagte sie. Im Hause könnten sie ihn nicht behalten wegen der Broni. Und ich möcht' doch auch gleich versuchen, ob ich mit der Broni darüber reden könnt', viel Hoffnung gäb's freilich nicht. — Ich hörte zu, wie sie so trocken redete und sah, wie ihre guten Augen dabei doch immer in mein Gesicht starrten, als könne sie das Schreckliche gar nicht glauben, und mir war's, als drehte sich mir ein Messer im Herzen um. Dann hörte ich auch mehr. Ein Frauenzimmer hatte in aller Herrgottsfrühe ans Haus gepocht, ein schlampiges Weibsbild in städtischen Kleidern und mit einem hübschen Jungen an der Hand. Die hatte frech lachend gesagt, da brächt' sie der Jungfer Broni auch gleich den Sohn fürs neue Haus, und der

Digitized by Google

Klausnerjörg würd' wohl bestätigen, daß der Bub mit gutem Recht drin zu wohnen hätt'. Dann hat sie das Kind in die Stube hineingestoßen und war auf und davongegangen."

Jörg schwieg. Mit der rauhen Hand fuhr er über die Stirn, auf der große Tropfen perlten. Draußen vor den trüben Scheiben schien die Sonne, lag die Welt im Glanz, als wäre es schön und einfach, in ihr zu leben.

Dann hob Klausner wieder an.

„Herr Pfarrer, wenn einer auf die Folterbank geführt wird, dem mag wohl so zumute sein, wie mir war, als ich neben der Frau nach dem Weberhof ging. Immerfort marterte mich die Frage: ‚Werd' ich's der Broni erzählen können? Wird sie verzeihen, daß ich's ihr nicht längst gesagt hab'? Was war's mir denn gewesen! Nichts! Und mußt' nun zwischen uns treten. Jetzt, in unserem Glück!

„Dann sah ich die Broni. Als wär' nichts geschehen, stand sie am Brunnen und spülte Geschirr. Aber sie kam mir groß vor, weil sie sich so hochaufgereckt hielt. Ihr Gesicht war weiß. Sie ließ mich herankommen, zog langsam den Ring vom Finger und gab ihn mir. ‚Da, Jörg. Du wirst wissen, daß es aus sein muß mit uns. Und jetzt hol' dir dein Kind — und tu' gut an ihm. — Damit wandte sie sich ab von mir und ihrer Mutter. Die Webers haben eine harte Art, Herr Pfarrer. Starr sind sie in ihrer Rechtschaffenheit. Und wenn ich die Broni auch immer gehalten hatt' wie eine Heilige und betteln mußt' um jeden Kuß, jetzt lernt' ich erst ihren Stolz kennen; ich wußte: Aus ist's — alles zu Ende.

„Elend bin ich vom Hof gegangen. Nicht einmal ein armselig' Wort hat sie mich reden lassen. Den Buben führt' ich an der Hand; der blasse Kerl sah mich mit un-

Digitized by Google

ruhigen Flackeraugen ängstlich an. Ich konnt' ja nicht zu ihm reden, konnt' in mir nichts aufbringen als ein grimmig Mitleid mit ihm und mir. Noch am selbigen Tag lief er mir davon. Ich suchte ihn bis in die sinkende Nacht und fand ihn endlich zwischen Büschen am Feldrain, zusammengerollt wie ein scheues Tier. Da bracht' ich ihn zu einer Wittfrau, einer guten Seele, die meinte, ihr eigner Bub' käm' ihr wieder, der gestorben war, und besprach alles mit ihr. Dann setzte ich mich auf mein Bett in der Kammer und blieb wach in meinem Elend.

„Ein wenig klarer ist's nach und nach geworden in dem wüsten Kopf. Ruhig konnt' ich drüber nachdenken, ob ich die Buße ohne Widerpart hinnehmen müßt'! Ja, ich hätt' damals dem Mädel aus dem Weg gehen sollen, als ich merkte, daß ich dem leichten Ding gefiel. Sie war Magd beim Nachbarn, eine Hergelaufene, hübsch, frech, und für alles zu haben. Sie lief immer um mich herum. Einmal hab' ich nach ihr geschlagen. Und dann lacht' ich doch wieder über sie — ich war ein Bursch von Dreiundzwanzig —, da hatte sie gewonnen. Nachher hab' ich nicht mehr an sie gedacht. Sie lief aus dem Dorf fort. Nie mehr hab' ich von ihr gehört. Aber die anderen Burschen stritten sich noch manchmal, wen sie am liebsten gehabt hätt'. Da merkt' ich, daß ich nur einer von vielen gewesen bin. Fünf Jahre drauf sollte das Kind, das meines war oder auch nicht, das Leben von zwei Menschen zerstören, bloß weil die Dirn sich unter allen an mich erinnert hatte.

„Versucht hab' ich dann noch, mit den Webers zu reden. Bei der Mutter, nachdem der Alte mit finsterm Gruß an mir vorübergegangen war. Aber die gute Frau konnt' bloß immer den Kopf schütteln und weinen; das Zutrauen in meine Rechtschaffenheit war weg. Daß die

Digitized by Google

Broni krank geworden wär', glaubte ich zuerst nicht; später, als ich sie zur Kirche schleichen sah in einem schwarzen Kleid und mit niedergeschlagenen Augen, da ging mir auch das ein.

„Fragen Sie nicht, Herr Pfarrer, was damals geschwatzt worden ist im Dorf. Die Klatschbasen mögen ihre Zungen nicht geschont haben. Der angesehensten und ehrbarsten Familie am Ort ein Kind der Sünde ins Haus gebracht — grad vor der Hochzeit der Tochter —, seit Menschengedenken war so eine Schmach und Schand' nicht erlebt worden. Ich hatt' mich in Einsamkeit vergraben, aber hindern konnt' ich's nicht, daß ab und zu ein Neugieriger und Geschwätziger zu mir kam. Und wenn ich schon keinem das Reden leicht machte, mußt' ich doch merken, daß man nicht ganz so schlimm über mich dachte, daß man auch die Broni nicht schonte. Ihr Stolz wäre stärker gewesen wie ihre Liebe und auch wie ihre Vernunft. Einer und der andere wollt' mir auch einreden, daß ich ein Narr wär', mich um den Bastard zu kümmern; damit tät' ich ja anerkennen, daß ich ihn für mein eigen Fleisch und Blut hielt. Ins Waisenhaus sollt' ich den Jungen tun.

„Herr Pfarrer, damals hab' ich meine Scheu vor den Menschen nochmal überwunden und bin in die Kirche gegangen, weil ich im Gemüt gar so arg verstört war. Vielleicht daß doch irgend was vom Herrgott zu mir kam, das mir half. Aber an dem Tag legte unser junger Pfarrer die Geschichte vom Sündenfall aus auf seine Weise, bei der man das Gruseln kriegte; mit Drohen und Anklagen sprach er vom eifrigen Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Da hab' ich das Glauben und das Hoffen aufgegeben, hab' meine Menschenpflicht getan, wie mein

Digitized by Google

Gewissen sie mir anzeigte. Jung war ja das lose Geschöpf gewesen, als ich mit ihr die Sünde beging. War durch mich vielleicht erst ganz in den Schlamm geraten. Und wer wußte das andere!

„Mit acht Jahren ist dann der Bub' am Scharlach gestorben, wie damals die Krankheit so arg umging hier im Dorf. Ich hab' mit trocknen Augen an seinem Grab gestanden. Nie ist zwischen mir und dem Kind ein Fünkchen von Liebe aufgesprungen, nie hat was in mir sich gerührt, was mir sagte, daß wir zueinandergehörten von Bluts wegen. Ich hab' den Jungen gehalten als meinen Sohn. Das gute Weib, seine Ziehmutter, die ist beinahe mit ihm gestorben, so groß war ihr Jammer. Immer ist sie eifersüchtig auf mich gewesen, wenn ich meine Schuldigkeit an dem Buben tat, und hat sich eingebildet, er wär' anhänglich geworden, wenn er ihr bloß nicht davonlief. Denn unstet und verlogen war er geblieben trotz aller Güte und Strenge, und war allweil lieber auf der Landstraße wie im Haus."

Jörg Klausner brach jäh ab, schob seinen Schemel hart vom Tisch zurück und stieß das Fenster auf, daß der Blick frei ward über Feld und Wiese und auf den Hügel drüben, auf dem im Abenddämmer das weiße Haus leuchtete.

Er sprach wie zu sich selbst.

„Zwölf Jahre sind's her — zwölf Jahre, seit sie da am Brunnen stand auf ihres Vaters Hof mit dem blassen, fremden Gesicht. 's ist alles mit der Zeit ruhig und still geworden. Die Leute fanden anderes, worüber sie reden konnten. Ich bin jetzt Vierzig — und die Vroni hat einen grauen Streifen in ihren blonden Haaren. Ich hab's neulich gesehen, als sie an mir vorbeiging hinterm Erntewagen. Wir sehen uns oft und bieten uns den Gruß.

Digitized by Google

Was einmal war, ist tot zwischen uns — so scheint's. Denn wir Bauern tun uns nicht groß mit alten Liebesgeschichten, wir leben weiter, und das Korn auf unseren Äckern wächst zwischen uns. Auch auf dem Weberhof ist's still geworden. Die Broni ist allein geblieben mit den alten Eltern. Noch drei, vier Freier soll sie abgewiesen haben."

Er reckte den Arm nach dem Hügel hinüber.

„Aber das Haus — unser Haus — das soll dastehen, soll leerbleiben, solang ich leb'. Sehn Sie, Herr Pfarrer, das ist meine Narrheit. Ich weiß nicht, hass' ich's so oder lieb' ich's so, daß ich's nicht ertragen könnt', wenn fremde Gesichter da aus den Fenstern schauen und fremde Kinder im Garten spielen würden. Vor drei Jahren — Sie wissen's — hab' ich den Putz aufgefrischt, und die Leute sagten: ‚Jetzt ist er vollends fürs Tollhaus reif, der Jörg Klausner!' Ja, leuchten soll es, leuchten. Immer der Broni übern Weg! Ein weißes Grabdenkmal, Herr Pfarrer. Und was drunter verscharrt liegt, das ist unsere Liebe, die der stolzen Bauerntochter weniger gegolten hat als das gute Ansehen."

Er wandte sich um. Der Geistliche sah in ein paar Augen, in denen wilder, nie vergrabener Schmerz brannte.

„Der fremde Mensch hat mich zu dem vielen Reden heut' gebracht," fügte Jörg ruhiger und wie um Entschuldigung bittend hinzu. „Und haben doch so viele schon mir zugesetzt, das Haus zu verkaufen oder zu vermieten. Jetzt sag' ich allemal, ich würd' eher innen die Wände einschlagen und mein Heu drin unterbringen und mein Korn. Wer kann mir's verwehren!"

Er lachte herausfordernd und doch gequält.

Beruhigend legte der alte Mann seine Hand auf die Schulter des Jüngeren.

Digitized by Google

„Ihr habt recht, Klausner, zwingen kann Euch niemand. Hier auf dem Land unter uns wenigen Menschen gibt's noch Platz genug, und die Fremden haben uns noch nicht viel Freude und Frieden hereingebracht. Aber mich dünkt, Ihr selber martert Euch mit Eurem Starrsinn. ‚Keine fremden Kinder in dem Garten drüben,' sagt Ihr. Jörg — ob nicht gerade Euer Gemüt ruhiger würde, wenn frisches Leben da drüben wäre? Wenn Ihr Euer Haus hergeben würdet für die Kleinen, Unschuldigen, von denen unser Herr gesagt hat: ‚Solcher ist das Reich Gottes!' Wenn Ihr ein Kinderheim draus machen wolltet."

„Herr Pfarrer, daran ist nicht zu denken. Man sperrt Kinder nicht in ein Haus, in dem Grauen umgeht. Haben Sie das Gered' noch nicht gehört? Ja, ja, in meinem Hause geht's um! Weiber haben's aufgebracht, die nachts vom Spinnen kamen, und ein paar Knechte, die ums Morgengrauen mit Holzfuhren nach der Stadt gezogen sind. Seitdem raunt's einer dem andern zu: ‚Wißt Ihr's — in Klausners Haus und Garten geht was Unmenschliches um. Das muß die ruhelose Seel' von dem Buben sein, den die Weber-Broni verstoßen hat mitsamt ihrem Schatz!' Mir ist das Geschwätz recht. Immer ärger mag's kommen, immer toller! Vielleicht daß sie es am Ende aus lauter Angst in Ruh lassen, das Gespensterhaus!"

„Wir wollen sündhaftem Unfug nicht das Wort reden," sagte der Pfarrer mißbilligend. „Noch hat sich das Gerede nicht zu mir herangewagt. Aber ich werde ihm bald den Garaus machen. — Gehabt Euch wohl, Klausner! Und am Sonntag kommt Ihr zu mir in E u r e n Gottesdienst — Ihr versteht mich schon!"

Er schüttelte dem Bauern die Hand und schritt durch die niedere Tür hinaus in den Frieden und die Fülle der prangenden Felder.

Digitized by Google

Den schwülen Augustmonat hatte herrliche, goldklare Septemberwonne abgelöst. Die Ernte war eingebracht, über die Stoppeln wehte frischer Wind, und die Sonne schien vom blauen Himmel. Jetzt wurde der Segen der Gärten geborgen. All das emsige Leben, das weit ausgebreitet gewesen war über die Fluren, sammelte sich mehr um Hof und Haus und schloß den Kreis enger, wie um allgemach seinen Weg zurückzufinden zum Herdfeuer und zur Stille der Winterabende. Noch aber gab es frohes, geräuschvolles Schaffen überall. Auch die Kleinen kamen zu ihrem Recht, die nun die Äpfel aus dem Grase in die Körbe sammeln und im bunten Durcheinander der Gemüsegärten ihren kindlichen Anteil am Bergen und Ordnen einheimsen durften.

So hatte man im stillen Weberhof eine Woche lang jubelnde Kinderstimmen gehört. Es war alte Sitte, daß nach dem Ende der Erntearbeiten die vier verheirateten Töchter sich im Elternhause zusammenfanden. Alle brachten ihre Kinder mit, und fast in jedem Jahr war die Schar der Enkel größer geworden. Sie waren auch diesen Herbst wieder dagewesen, die vier stattlichen, blühenden Frauen im Stolz ihrer mütterlichen Würde und Wichtigkeit, und das alte, geräumige Haus mit seinen Fluren und tiefen, niederen Stuben bot Unterkunft für die Großen wie auch für die Kleinen und Kleinsten. Da war auf dem Herd gekocht und gebraten worden; leckere Kuchen, das Haus mit ihrem Dufte erfüllend, wanderten aus dem Backofen auf den altväterischen Familientisch, und die Broni, die Ledige, ging hochaufgerichtet, schaffend, sorgend und austeilend durch das rege Gewimmel, ein guter Hausgeist, den alle suchten, und vor dem die wohlhäbigen, erfahrenen Schwestern doch einen gewissen Respekt empfanden, denn sie hatte durch ihr selbstgewähltes Schicksal etwas

Digitized by Google

Unnahbares bekommen, sie war herb geworden und einsam. Auch äußerlich schien sie verändert, wenn man des frischen Mädels von einst gedachte. War's der breite, silberige Streif, der sich durch den vollen Scheitel wand? Oder wirkte es mit, daß die junge Gestalt sich damals in der schweren Krankheit gereckt hatte, so daß sie den Leuten größer und fremd erschien, die sie nachher sahen? —

Fremd war sie allen geblieben seitdem, den eigenen wie den Freunden und Nachbarn, die ihre Teilnahme und ihre guten Ratschläge für sich behalten mußten. Aber die Kinder hingen an ihr; im Dorf lief ihr alles nach, was nur gerade erst laufen konnte. Die Schar der Neffen und Nichten balgte sich alljährlich um die Gunst der schönen, ernsthaften Tante, und es war wunderbar, welch ein Leuchten inniger, zarter Mütterlichkeit das Gesicht des herben Mädchens verklären konnte, wenn zerzauste Blondköpfchen sich an ihre Knie schmiegten, bettelnde Kinderstimmen hineinplapperten in die Pflichten und Sorgen ihres geschäftigen Tages.

Nun waren die verheirateten Töchter wieder auf ihre eigenen stattlichen Höfe zurückgekehrt. Und wie alljährlich schien das alte Haus in Schlaf zu versinken, so schwer und dumpf lastete überall die Stille. Vroni saß mit der Mutter am großen Tisch in der Familienstube, den Stapel von frischgewaschenen Linnen bedeckten, und die fleißigen Frauen prüften und sonderten emsig, um Schäden zu finden. Die Weberin war eine alte Frau geworden in den letzten Jahren. Ihre ehemals große, kraftvolle Gestalt erschien klein und gebückt; spärliches graues Haar rahmte ein verdrießliches Gesicht, und als sie nach langem Schweigen den Mund öffnete, klang die Stimme zitternd und nörgelig.

„Hast deiner Schwester Marie wieder einen argen

Digitized by Google

Streich gespielt, Broni. Bitter hat sie sich zu mir drüber beklagt, daß du ihre gute Meinung in den Wind schlägst. Ein so sauberer Mensch soll's sein, den sie für dich gehabt hat, und von einem schönen, reichen Hof ist er. Jetzt wird keiner mehr kommen. Du bist bald zweiunddreißig, die Jungen heiraten dir alle vor der Nase weg. Und mir gibt's allweil einen Stich ins Herz, wenn ich dich so unter deinen Schwestern seh' — so ohne Mann und ohne Freud'!"

Fliegende Röte bedeckte Bronis Gesicht; aber sie bezwang sich. Nichts Neues waren ihr ja diese Klagen der Mutter, die Bemühungen der von ihrer Frauenklugheit durchdrungenen Schwestern.

„Lassen wir das endlich ruhen! Du sagst ja selber, ich wär' nun zum Heiraten zu alt, Mutter, und ich fühl' mich so zufrieden, wenn ich dich und Vater pflegen kann."

„Wirst aber mich und Vater nicht immer haben! Wir sind alt, wir sterben dir weg. Dann stehst du ganz allein. Die anderen, die ihre Männer und Kinder haben, können dich nicht allweil brauchen, aber am Zeug flicken werden sie dir. Ein Weibsbild ohne Mann ist wie'n Garten ohne Zaun, da meint jeder, er dürft' bloß rupfen und holen. Und wir Alten können nicht ruhig sterben, bloß weil du den harten Kopf hast und nicht loskommen konnt'st von dem, was doch ..."

„Mutter!" fuhr das Mädchen auf. Aus den klaren grauen Augen, die zuzeiten stahlhart blicken konnten, brach ein heißer Strahl wie das Auflodern einer jähen Angst. Aber die alte Frau war einmal im Zuge; lange hatte sie geschwiegen, und die klugen Reden ihrer anderen Töchter arbeiteten mächtig in ihr.

„Ja, was doch nicht mehr zu ändern ist, und was du

Digitized by Google

selber dir aufgeladen hast," beharrte sie mit dem Eigensinn unzufriedenen Alters. „Hätt'st damals, wie du ein junges Mädel warst und die schlimme Geschichte passiert ist mit dem Kind, den Klausner wenigstens anhören sollen, der am End' gar nicht schuldig war. Hast ihn verstoßen, weil der Schreck und der Stolz dir die Gedanken durcheinandergebracht haben. Hast eine Sünd' auf dein Gewissen geladen und dein Leben verdorben mitsamt seinem. Sie sagen's alle, die Lina und die Franzel, die Lene und die Marie."

Broni stand aufrecht da. Ihre Hände zitterten, während sie scheinbar suchend in dem aufgestapelten Leinenzeug wühlten. Es widerstand ihrer Pflichttreue, eine notwendige Arbeit im Stich zu lassen, aber dies grausame Erwecken der Vergangenheit, der unheimliche Spuk, der jetzt immer öfter ihr äußerlich so stilles Dasein beunruhigte, jagte sie in die Flucht, wo und wie sie sich auch zu behaupten suchte. So murmelte sie, daß sie dem Vater draußen auf dem Kornboden helfen müsse und ging scheinbar ruhig in ihrer aufrechten Haltung zur Tür, während die greisenhafte Nörgelstimme noch hinter ihr drein scholl.

„Ja, einen von den anderen — hätt'st wenigstens einen von den anderen genommen, nachher! Waren doch saubre Leut' drunter. Und die Tochter vom Weber eine Einsame, eine alte Hutzel später, ohne Mann und Kind — eine Sünd' und Schand' ist's!"

Broni ging nicht zum Vater. Sie lief aus dem Haus und über den Hof, als wäre sie geächtet. Erst auf freiem Feld atmete sie auf. „Eine Sünd' und eine Schand'," hatte die Mutter gesagt. Ja, im ganzen Dorf wurden die Mädchen gefreit. Wo eine Unbegehrte saß, da taten sich Verwandte und Freunde hilfreich zusammen, daß doch noch ein

Digitized by Google

„Verspruch" zustande kam, und die mitleidige Aufmerksamkeit, das zungenschnelle Getuschel abgelenkt wurde von der Vereinsamten. Sie war die einzige unter den Bauerntöchtern, die unvermählt über dreißig geworden war, sie, des reichen Weber Jüngste und Schönste. Sie fühlte bitter die unausgesprochene, stille Geringschätzigkeit bei denen, die damals die „schlimme Sach'" miterlebt hatten. Sie wußte, daß man sie hartherzig schalt und ihr mehr und mehr die alleinige Schuld zuschob, je weiter das Geschehnis zurücksank.

Vieles im Dorf hatte sich geändert während dieser zwölf Jahre. Manche von den Alten waren schlafen gegangen, manche Stimme aus der früheren Zeit verhallt, und neues Leben machte sich behäbig breit, aber die Jungen von heute, die damals noch klein gewesen waren, hatten von ihren Eltern gehört, wie's zugegangen war mit der Weber-Vroni, und darum spürte sie überall die Gefolgschaft einer halb gruseligen Neugier, wenn sie an den Leuten vorüberschritt in ihrer herben, reifen Schöne, mit dem leuchtenden Silberstreifen im blonden Haar. Das Vergangene schlummerte nur. Es war nicht tot.

Nein, es konnte nimmer tot sein! Ein brennender Blick aus tränenlosen Augen glitt zu dem weißen Haus hinüber, während das Mädchen langsam am Feldrain dahinging, dem Walde zu. Das Haus drüben mit den geschlossenen Läden, das war ihr Schicksal, ihr Mahner, der ihr keine Ruhe gönnte. Das Haus war seine Rache. Schlau hatte er sich das ausgedacht, teuflisch schlau! Wo sie ging und stand, bei der Arbeit auf Feld und Wiese wie bei ihren einsamen Gängen zur Kirche oder zu häuslichen Besorgungen — überall brannte ihr in die Augen der Anblick des öden Heims, das einst ihr Glück umfassen sollte, und nun mit ihrem Glück gestorben war. Nirgends

Digitized by Google

gab's ein Ausweichen. Sie haßte das tote Haus, sie zerquälte sich an ihm. Und es gehörte doch in ihr Leben. Es zog sie an mit unheimlicher Gewalt, ihre Seele hatte mit dem Bau eine verborgene Gemeinschaft, etwas wie das Geheimnis einer stillen, wehen Liebe, die Marter ist und dennoch inbrünstige Wonne. Ja, er hatte es recht getroffen bei seinem Racheplan, der Jörg! Immer von neuem schmerzte sie die unverharschte Wunde.

Nun war die Straße im Wald erreicht mit tief ausgefahrenen, holperigen Geleisen, mit dem Dach von rauschenden, grünen Wipfeln. Die Fleißige, Unermüdliche merkte heute nicht, daß sie müßig dahinschritt am hellen Werktag. Sie sog den Atem des Waldes tief, in unbewußtem Dank für das einzige, was ihr Ruhe wiedergab und Kraft, wenn die Qual des Tages und die Erinnerung an Vergangenes ihr die Seele zerfleischen wollten. Sie hörte auch nicht das Knarren schwerer Räder und das gleichmäßige, dumpfe Stampfen von Pferdehufen hinter ihrem Rücken. Erst als die nickenden Köpfe der zwei Gäule in ihrem derben Riemenzeug dicht neben ihr waren, trat sie ein wenig beiseite.

Die Pferde stapften vorüber, die langen Tannenstämme, mit denen der Wagen beladen war, zogen gemächlich neben ihr dahin mit den über die Räder hinausschleppenden, knarrenden und schwankenden Enden. Drüben an der anderen Seite des Wagens, die Zügel der beiden Braunen lässig über dem Handgelenk, ging Jörg Klausner neben der Fuhre einher. Sie sah sein Gesicht unter dem alten Strohhut, seinen hünenhaften Oberkörper. Und er hatte sie auch bemerkt. Unbewegt blieben seine harten Züge. „Grüß dich Gott!" rief er kurz hinüber.

„Grüß dich Gott!" erwiderte sie ernst.

Digitized by Google

Dann stand sie unbeweglich und schaute ihm nach. Oft geschah's, daß sie so einander streiften. Sie lebten ja im engen Dorf und gingen einander nicht aus dem Weg. Nach harter und spröder Bauernart hatten sie ihr Leben auf sich genommen und trugen es weiter, eins vor des anderen sehenden Augen. Was ließ ihr heute das Herz schlagen in einem sorgenvollen Wunsch? Ihre Augen kamen nicht los von der reckenhaften Gestalt, die langsam und schwer vor ihr dahinschritt.

Sie lief heim und schaffte mit den Mägden in Haus und Hof. Aber die Gedanken waren bei Jörg geblieben, weiche, frauliche, sorgende Gedanken. Wer reicht ihm frisches Linnen aus dem Schrank, wenn er müde zurückkommt in die öde Stube? Wer mahnt ihn, daß er nicht gar so hart arbeiten soll? Auf seine fast übermenschliche Kraft schauen die Bauern im Dorf als auf die Wunderlichkeit eines Menschen, der nicht so ist wie andere. Er plagt sich ohne Hilfe in seiner Wirtschaft, er schafft nur während der strengsten Sommerzeit mit gedingten Leuten, die zum Herbst wieder gingen und ihn allein ließen. Warum lebte er so? Vielleicht nur, um abends todmüde auf den Strohsack fallen zu können, ohne Denken, ohne Fühlen?

Da schleicht die Vroni von den Mädchen fort in ihre Stube, drückt die Tür leise ins Schloß, sinkt vor dem Bett in die Knie und vergräbt den Kopf in die Kissen. „Jörg — ach, Jörg, Jörg!" — Ein Wehlaut ist's, ein unterdrücktes Rufen voll wimmernder Not. Zwölf Jahre der Stille, des einförmigen Weiterlebens, was haben sie ihr gebracht? Daß Frauensorge, Frauensehnsucht sich heute um Jörg schlingt wie mit klammernden Armen.

Am nächsten Morgen ging Vroni allein zum Frühgottesdienst. Vater und Mutter waren daheim geblieben

Digitized by Google

in der sonntäglich stillen Stube, wo auf dem Kaffeetisch der große Napfkuchen vor den altväterischen Tassen prangte, und daneben der Schwarzbrotlaib. Sie hatten so müde Augen gehabt und redeten miteinander von den frohen, unruhigen Tagen, die hinter ihnen lagen, wie Menschen sprechen, die nicht mehr viel Frohsinn und viel Unruhe vertragen können. Sie waren alte, stumpfe Leute geworden, der Weber und sein Weib.

Broni war mit stillem Behagen auf ihrem Platz in der Kirche gesessen; ein wohliges Gefühl der Sicherheit umfing sie stets im Gotteshaus. Sie wußte, daß gesprächige Nachbarinnen sie nie dort anreden würden, ihre verschlossene Art hatte den Schwatzbasen das längst verleidet. Und sie wußte, empfand es in tief aufatmender Brust wie eine Erlösung, daß sie den einen nicht sehen würde an diesem Ort.

Beim Hinausgehen machte es sich wie so oft, daß Broni allein, getrennt vom Schwarm der anderen Frommen, über die Schwelle schritt. Sie hatte gewartet, ja, sie zauderte noch, als sie unter der Kirchentür stand, wie eine, die sich zurücksehnt. Dies kleine, schlichte Gotteshaus war ihr eine Zufluchtstätte; der Ruf: „Kommet her zu mir ..." schien an sie gerichtet mit tröstender Dringlichkeit, und sie brachte ihm den Dank der Müden entgegen, die Frieden erflehen und finden.

Da legte sich von rückwärts eine Hand auf ihre Schulter. Der Pfarrer stand hinter ihr; silbern leuchtete sein weißes Haar über dem schwarzen Amtsgewand.

„Grüß dich Gott, Broni! Wie geht's Vater und Mutter?"

„Sie sind heut' daheim, weil sie so müd' waren, Herr Pfarrer. Wir haben eine Schar Kinder im Haus gehabt, und meine Schwestern alle vier. Dann kam das Auf-

Digitized by Google

räumen und die große Wäsche. Da ruhen sich die Eltern halt gern aus."

Eine dunkle Röte der Verlegenheit bedeckte ihr schönes Gesicht. Wie oft hatte sie schon gewünscht, dem ehrwürdigen Mann, den sie still verehrte, Dank sagen zu können für den Trost, den seine schlichten, starken Worte ihr immer wieder gaben. Aber es ging gegen die Sitte, daß man sich so vertraulich gab einem Geistlichen gegenüber. Und ihr besonders war's stets, als trenne etwas Unüberwindliches sie von diesem Seelenhirten, als könne kein freies Wort den Weg zu ihm finden. Vielleicht weil sie den Seelenkundigen in ihm ahnte, der in ihr verschlossenes Gemüt eindrang, so sehr sie sich dagegen sträubte. Oder vielleicht, weil sie wußte, daß diesem Mann Jörg Klausner nahestand wie ein Freund, Jörg, den sonst die Leute im Dorf allein ließen, weil er das Alleinsein suchte, und den auch der Herrgott hätte verwerfen müssen, da er ein Abtrünniger war.

Sie gingen nebeneinander zwischen den Hügeln und Kreuzen des vom Herbstsonnenschein überstrahlten Friedhofes dahin; Bronis Heimweg führte am Pfarrhaus vorüber. Ihr sinnender Blick streifte wie immer die Namen auf den bescheidenen Gräbern. Sie liebte die stille Stätte der Entschlafenen, wie sie unbewußt alles anzog, was Ruhe atmete und Versöhnen. Nur einen Seitenweg, der zu einer Reihe von Kindergräbern führte, betrat sie nie. Dort drüben unter dem wohlgepflegten, mit Efeu übersponnenen und von Fliederbüschen umschatteten Hügel lag ja der landfremde Knabe, den Jörg dort begraben ließ.

Nun standen sie vor dem kleinen Pfarrhaus, um dessen schlichte Holzveranda wilder Wein in goldroter, schimmernder Pracht sich schmiegte. Die Fenster mit den freund-

Digitized by Google

lichen, hellen Vorhängen dahinter, glänzten, und doch war es ein einsames Haus. Dem Pfarrer waren Gattin und Tochter gestorben, bevor er ins Dorf kam. Er hatte damals die Stadt verlassen, um im Frieden der Natur, inmitten einfacher Menschen Ruhe und Kraft wiederzugewinnen, und die Dörfler nahmen den Herzensreichtum, den er ihnen spendete, ohne sich mit dem Gedanken zu beschweren, daß die milde Heiterkeit, welche aus den Zügen des Mannes strahlte, doch vielleicht ein besonderes Gnadengeschenk sein könne — für sie wie für ihn selber.

Vronis Blicke hoben sich zu den einladenden Fenstern; ihre Augen waren groß und begehrlich gleich denen einer Hungernden. Wie mochte es da drinnen schön sein und still — ein wundersames Stück Welt, das sie sich in heimlichen Träumen ausmalte, und von dem sie doch wußte, daß es ihr verschlossen bleiben würde. Und der alte Mann vor ihr sah die Sehnsucht in den schönen, ernsten Mädchenaugen und hätte sie gern gestillt. Aber dann würde er einem anderen, einem friedlos Irrenden, die letzte Zuflucht genommen haben. So faßte er nur die schlanke, hartgearbeitete Hand Vronis voller Vatergüte.

„Geh heim mit Gott, mein Kind. Ich komme bald, um zu schauen, wie's steht bei euch. Grüß mir die Eltern! Hast's nun wieder hart und schön, meine Tochter, mußt den alten Leuten viel geben, und ihnen die anderen alle ersetzen."

„Ich — was könnt' ich noch geben!" sagte Vroni kurz und herb. Es kam ihr so jäh von den Lippen, daß sie selbst erschrak. Es war ein Wort, das eine unheimliche Gewalt über sie zu erlangen schien, kaum daß es ausgesprochen war.

„Viel, Vroni, recht viel! Gerade du! Wer sich's abringen muß, der kann oft am meisten geben."

Digitized by Google

Da wußte Vroni, daß sie wieder einmal vor diesen hellen Augen ihr Innerstes nicht hatte hüten können. Aber diesmal schalt sie sich nicht darum. Sie senkte grüßend den Kopf und ging still ihres Weges.

Am Nachmittag schien die Herbstsonne hell in das friedliche Arbeitszimmer des Geistlichen. Es war ein großer, heller Raum, in dem außer dem großen Schreibtisch und dichtgefüllten, altmodischen Bücherschränken nur noch ein Bechsteinflügel stand. Der aber war des Hauses Seele; der bildete das goldene Tor zu einer Welt, in welcher der alte Mann Weib und Kind wiederfand, Herzensfrieden und die Seelenkraft, allen Menschen Gutes zu tun. Der schlichte Dorfpfarrer war ein Künstler. Niemand verstand das hier, außer dem jungen Lehrer vielleicht, der seine eigene, mühselig-eifrige Stümperei hungrig und andachtsvoll an jenem Gottesgnadentum zu bereichern strebte. Die Bauern ahnten nur dumpf, daß ihrem Pfarrer etwas Besonderes verliehen sei, und das war ihnen anfangs sogar unbehaglich an ihm gewesen. Einer, der predigte, der brauchte doch nichts anderes zu verstehen. Und selbst bei dem Früheren, der doch so ein Fortschrittlicher gewesen, war's nie vorgekommen, daß Musikleute, Männer und Frauen, den Weg ins Pfarrhaus fanden, und daß oft in stillen Winternächten noch ein Biederer, der sich im „Grünen Baum" verspätet hatte, vor des Pfarrers hellen Fenstern stillhielt, weil von drinnen Ungewöhnliches herausscholl — die Klänge des Flügels, vereint mit dem herrlichen Gesang menschlicher Stimmen.

Ja, was von Künstlern in die Stadt kam, das hörte irgendwie von dem begnadeten Pfarrer im stillen Dorf draußen, gewann irgendwie Fühlung mit ihm. Die Sommerfrischler sprachen sein Künstlertum herum, auf den

Digitized by Google

Orgeln der städtischen Gotteshäuser spielte man seine Kompositionen. Und der Pfarrer, der aus innerstem Herzensdrang ein schlichter Landmann geworden war, blieb in seiner Weltabgeschiedenheit doch ein ganz Moderner auf dem einen Gebiet. Er scheute beschwerliche Fahrten nicht, um wertvolle musikalische Neuerscheinungen kennenzulernen, und was er an Erinnerungen heimbrachte, das wurde in Feierstunden, deren Köstlichkeit nur er kannte, zu seinem seelischen Eigentum. Aber das tiefste Geheimnis der Begnadung tat sich ihm dennoch kund, wenn seine Kunst auch andere Herzen aufwärts zog aus dem Staube des mühevollen Alltags.

Da saß nun so einer, der unbewußt dem Rufe des Göttlichen folgte, dem er sonst widerstand — Jörg Klausner, der Verirrte und Verbitterte. Auch heute wieder als weltentrückter Lauscher, die Hände auf den Knien, die Augen groß und sehnsüchtig geöffnet. Jedesmal kam er fast widerstrebend, ein mürrischer, linkischer Gast, der aus seiner Unbehilflichkeit nicht herausfand, weil es ihm unbegreiflich blieb, daß gerade er, der keinen Glauben mehr hatte, im Frieden dieses Pfarrhauses so heimisch sein durfte. Freilich brauchte man ihn nicht zu scheuen, den geistlichen Herrn; der eiferte ja nicht, um einen Abtrünnigen wieder zu gewinnen, der hielt keine Reden. Er war ein schlichter, warmherziger Gastfreund, und wenn er in den Augen des Besuchers die halb verschämte Bitte las, dann setzte er sich lächelnd an seinen Flügel.

Innig und erhebend klangen die Töne des Beethovenschen Andante durch den sonnigen Raum. Was der Klausner wohl von Beethoven wußte? Er hörte mit dem Herzen und erlebte wie immer in diesen Feierstunden einen Niederbruch seines bösen Willens. Daß die Menschen

Digitized by Google

alle schlecht wären und Liebe und Treue bloß ein leeres Wort, er wollte es doch glauben! Aber konnte man es glauben, wenn eine so wunderbare Sprache zu einem redete? Konnte der schlecht gewesen sein, der das geschaffen hatte? Also gab es doch gute Gedanken. Warum aber, wenn er das widerstrebend erkannte, warum fühlte er sich dann immer weiter gedrängt und hätte die Hände falten und die Knie beugen mögen — vor was? Vor wem? —

Jörg Klausner wollte nie bis ans letzte Ende dieser schweren Betrachtungen kommen. Doch wie schwer wälzten sie sich in seinem Hirn. Er wehrte sich verzweifelt gegen die linde Versöhnlichkeit, die weiche und doch so starke Bande um ihn zu schlingen schien, er wehrte sich gegen die Sehnsucht. Und wie immer behielt das Sehnen doch den Sieg. Nur einmal noch gut sein können und Liebe haben und gern leben — ach ja, gern und für eine Zukunft!

Kalt und zitterig waren die verkrampften Hände des Bauern geworden; in seinen Augen fühlte er ein brennendes Naß. Da schwieg drüben die Musik. Leise klappte der Pfarrer den Deckel des Flügels zu. Sein gütiges Gesicht sah weich, fast kindlich befangen aus. Er hatte sich wieder einmal verloren in der Welt, in die niemand ihm ganz folgen konnte, hatte auch den Vorsatz verloren, zum Herzen des Zuhörers zu sprechen. Der blieb ja diesmal so lange still. Was ging in ihm wohl vor?

Linkisch schob Jörg seinen Stuhl zurück und ging auf den Geistlichen zu.

„Jetzt muß ich heim, Herr Pfarrer. 's wird Zeit, nach dem Vieh zu sehen. Ich dank' Ihnen für die schöne Musik."

„Habt nichts zu danken, gar nichts zu danken, Jörg

Digitized by Google

Klausner!" Der Pfarrer strich sich, immer noch ein wenig traumbefangen, über sein weißes Haar; er sprach eilig und wie im Nachklang einer großen Erregung. „Kommt nur bald wieder! Meine Tür steht Euch immer offen, und ich meine, es tut einem gut, wenn man mal ein wenig Vergessen findet, obgleich man ja sonst seines Herzens Nöte nicht vergessen soll, sondern sich tapfer mit ihnen abfinden. Das ist übrigens nichts aus einer Predigt — ich weiß ja, daß Ihr davon nichts haltet, Klausner!"

„Weil ich von der Barmherzigkeit, über die auf der Kanzel geredet wird, noch nichts erfahren hab'. Und weil ich die Menschen scheu' . . ."

„Ja, und sagt nur getrost: weil mein Platz so nah dem der Weberleute ist." Jetzt sah der alte Mann mit großem, zwingendem Blick in das wetterharte Gesicht des Bauern. „Freilich kommt die Broni eifrig in die Kirche. Ich hab' heute nach dem Gottesdienst eine Weile mit ihr gesprochen."

Da lächelte Jörg — ein böses, feindliches Lächeln war es.

„Glaub' ich, Herr Pfarrer! Ist ja oft so, daß die herzlosesten Leut' am rührigsten in die Kirche laufen."

„So, für herzlos haltet Ihr die Broni? Ich nicht!" Der geistliche Herr sprach es streng und verweisend. „Aber daß sie auch heute noch ein unglückliches Menschenkind ist, davon bin ich überzeugt."

Da der Bauer verstockt schweigend vor ihm stand, reichte er ihm die Hand. „Gehabt Euch wohl, Klausner!"

Lange blieb dann der Dorfpfarrer noch auf der Schwelle seines Hauses stehen und sah in den herbstlichen Abendhimmel, den der Sonnenuntergang mit einer kalten Goldhelle überzogen hatte. Die Tragik des Menschendaseins schmerzte ihn wieder und die Unvollkommenheit

Digitized by Google

im Geschick aller Sterblichen. Zum ersten Male spürte er auch den Hauch des Vergehens in der Natur an diesem verblassenden Herbstabend. Er war wie eine Verneinung der stummen Frage, ob denn nicht doch noch durch ein Frühlingswunder Triebe und Blüten hervorbrechen könnten aus dürrem Holz. —

Dem freundlichen Sonnentag war der Werktag gefolgt. Der September zeigte in diesen nördlichen Breiten seine ersten Tücken und Griesgrämigkeiten. Nebel hing in der Luft, und der Wind schüttelte die Äste der Obstbäume in den Gärten, als wollte er sie zwingen, dem hergegebenen Reichtum an Früchten auch ihren Blätterschmuck folgen zu lassen. Er fuhr unwirsch durch alle Fensterritzen in Jörg Klausners kahle Stube. Es war kalt im kleinen Haus. Der alten Kathi wollte heute kein Herdfeuer aufkommen. Sie stocherte und schürte und pustete, und ihre Runzelhände zitterten dabei ärger denn je. Böse Geschichten hatte sie im Dorf gehört, als sie früh heimgekommen war; die Krämerfrau hatte es ihr zuerst erzählt, und dann war sie noch da und dort aufgehalten worden von einer Bauernmagd oder einem alten Weib. Die hatten es ihr erzählt: Das „Unwesen" hatte heut Nacht wieder rumort um das verlassene Haus, und zwar ärger wie je. Nicht bloß daß Schatten herumhuschten —, auch die gespenstischen Wimmerlaute, wie kein Wesen von Fleisch und Bein sie ausstoßen konnte, hatte man wieder gehört. Diesmal waren es ein paar verläßliche, nüchterne Männer, die auf dem Heimweg von ihrem sonntäglichen Gang einen Umweg gemacht hatten in der schönen Herbstnacht. Die hatten's gehört; da konnte nun keiner mehr sagen, daß das alles nur alberner Weiberklatsch sei.

Die alte Frau durfte von dem, was sie davon gehört

Digitized by Google

hatte, im Hause nichts sagen. Das fiel ihr schwer. Ihrem Brotherrn durfte sie so etwas nicht erzählen, mit dem war schlecht Kirschen essen, wenn man ihm damit kam. Und er mußte doch Wandel schaffen, ihn ging es an — im ganzen Dorf sagte man das.

Kathi lief aus dem Haus in die Ställe, und aus den Ställen in die Scheune, immer an Jörg vorbei, der in einer Ecke des Hofes Brennholz für den Winter hackte. Ihre alten Füße bewegten sich heute flinker, sie schüttelte den Kopf, murmelte und machte abwehrende Handbewegungen in die Luft hinein, als wollte sie Grauenhaftes fortscheuchen. Jörg sah nichts davon. Endlich faßte sie sich ein Herz, blieb vor dem Arbeitenden stehen, und in die tönenden Schläge seiner Axt hinein sprach sie dünn und zeternd: „Das geht nicht länger so, das kann kein Christenmensch mehr mitansehen. Das muß anders werden, Bauer."

Jörg ließ die Axt sinken. „Was denn? Wollt Ihr mir den Dienst kündigen, Kathi?"

Die Alte streckte beschwörend ihre dürren Hände aus. „Spaßt nicht! Denkt an das, was Ihr tun müßt! Das Haus da drüben, Euer Haus, das muß einen christlichen Zweck kriegen, oder abreißen müßt Ihr's, damit es nicht länger ein Ärgernis gibt und einen höllischen Unterschlupf. Ihr wißt, daß ein Fluch auf dem Haus liegt: Heut nacht hat er wieder sein böses Wesen getrieben. Heut nacht . . ."

Jörg hatte sie schwatzen lassen. Jetzt lachte er höhnisch und verächtlich.

„Ist's das wieder? Wieviele alte Hexen sind denn zusammengekrochen, um die Teufelsgeschichte auszuhecken? Geht an Euren Herd, Kathi, und kocht eine Suppe zu Mittag — tut aber nicht zuviel Pfeffer hinein! Ihr seht

Digitized by Google

so aus, als ob Ihr einem heut' was Gepfeffertes antun könntet!"

Da hob die Alte gellend ihre Stimme.

„Und ich laß Euch keine Ruh! Es ist eine böse Zeit; in diesen Tagen jährt sich's wieder, daß der Bub gestorben ist. Da ist's immer am tollsten. Aber nie war's so wie in dem Jahr. Die arme Seele drängt immer ängstlicher ins Haus, von dem damals Euer Kind verstoßen worden ist. Und wird solang jammern und suchen, wie noch ein Stein über dem Boden ist von dem verfluchten Haus."

Krachend flog die Axt auf den Holzstoß. Jörg stemmte die Arme in die Seiten, auf seiner Stirn schwollen blau und hoch die Zornesadern.

„Mein Kind? — Was wißt Ihr von dem?" schrie er das alte Weib an, das furchtsam zurückwich. „Gibt's denn keine Ruhe mehr? Nicht für die Toten und nicht für die Lebendigen? Ihr Klageweiber und Hetzer, ihr seid's, die uns alle nicht zum Frieden kommen laßt! Müßt man sonst doch wohl endlich vergessen können nach zwölf Jahren. Fort an Eure Arbeit, und kein Wort mehr von dem Haus und von dem Vasengeträtsch oder ..."

Er hob drohend den Arm.

Die Alte schlich davon, dem Häuschen zu. Aber nichts in der Welt, auch seine Wildheit nicht, hätte ihren Sinn ändern können. Der Klausner war vom Bösen besessen, das wußten alle, und sie wollten ihm helfen. Wenn er auch schnaubte und wütete, er war doch ein guter Mensch. Er sorgte für sie, das arme, alte Weib, und war zufrieden mit ihren geringen Diensten. Darum wollte sie den Fluch von ihm lösen, und sollte man zum Pfarrer gehen müssen. Ja, wenn der ein Machtwort sprach, dann würde der Klausner das unselige Haus hergeben, das den höllischen Mächten verfallen war, und das ihn wüst und böse

Digitized by Google

machte, solange er es so daliegen ließ wie ein offenes Grab — zum Ärger und Schrecken für das ganze Dorf.

Am Abend zog Kathi ihren Sonntagstaat an zu einer Stunde, in der sie sich gewöhnlich schon ins Bett legte. Heimlich schlich sie aus dem Haus. Draußen vor der Tür stehend, lugte sie zu den dunklen Fenstern auf. Dahinter saß der Klausner und hielt seinen Feierabend. Nie ging er ins Wirtshaus oder zu Nachbarn, von denen keiner ihn besuchte. War das wohl ein Leben für einen Menschen in seinen schönsten Jahren? Ein Weib zu nehmen, dazu kam der nimmermehr.

Unverständliches murmelte die alte Frau, während sie auf den Wiesenpfaden über die Brückchen, unter denen die Wasser raunten, dem Pfarrhaus zustrebte. Sie kam sich wichtig vor in ihrer Mission, den Spuk zu bannen. Ihr kleiner, enger Sinn war so voll von Aberglauben, daß gerade noch die große Frömmigkeit daneben Platz fand. Die Kathi war überzeugt, schon oft den Teufel leibhaftig vor sich gesehen zu haben, aber wenn der Pfarrer vom reinen Glauben sprach, so weinte sie Tränen gerührter Beistimmung.

Jetzt schlug ihr das Herz, als sie im Flur des Pfarrhauses stand. Die freundliche Haushälterin hatte sie gemeldet. Was sollte sie nun dem Herrn Pfarrer sagen? Was sie unterwegs mühsam zusammengedacht hatte, war ihrem Gedächtnis wieder entschwunden. Da stand der Pfarrer auf der Schwelle; mit der langen Pfeife in der Hand winkte er freundlich zum Eintreten.

Eine Woche verging nach der Unterredung, von der niemand etwas vernommen hatte. Nichts Besonderes ereignete sich. Dann aber stand eines Tages der Pfarrer auf dem kleinen Hofe des Klausnerschen Anwesens. Jörg trat eben aus der Scheunentür; er sah in ein tiefernstes

Digitized by Google

Gesicht und bemerkte zum erstenmal etwas Gebietendes in der Haltung des Geistlichen.

„Klausner, Ihr müßt nach dem Euren schauen," redete ihn der nach dem Gruße an. „Es geht dort nicht mit rechten Dingen zu, aber nicht böse Geister sind's, sondern Menschen, die den Frieden stören. Nehmt an, es hätte sich jemand dort heimlich eingenistet und ginge da unterm Schutz der Nacht mit Eurem Eigentum um, als wäre es das seine — würdet Ihr als ordentlicher Mann nicht solch rechtlosem Gebaren ein Ende machen wollen, den Eindringling fassen und halten, bis er Farbe bekannt hätte vor Euren Augen?"

Der Bauer stand betroffen; finster faltete sich seine Stirn.

„Haben Sie selber was gesehen oder gehört, Herr Pfarrer?"

„Ja! Und nun hört mich, Klausner! Ihr müßt von jetzt an die Nächte in Eurem Hause zubringen. Aufpassen müßt Ihr, bis wieder einmal eine Stunde kommt, in der Ihr dahinter kommen könnt, was dort vorgeht. Ich kann's nicht länger dulden, daß über Euer Haus böses Gerede im Dorf umgeht. Ihr müßt es aus der Welt schaffen, denn das Haus steht unter Eurer Verantwortung, ob Ihr es auch nicht anerkennen mögt. Gebt mir Euer Wort, daß Ihr als rechtschaffener Mann handeln werdet."

Zögernd und widerwillig faßte Jörg die ihm gebotene Hand. „Mein Wort!"

Er ließ den Pfarrer vom Hof gehen, ohne weiter nach dem Wie und Woher zu forschen. Denn wenn der Mann es gesagt hatte, dann durfte man seine Hand dafür ins Feuer legen — dann war es ernst. Kein zorniges und verächtliches Reden von „Altweibergeträtsch" half da noch

Digitized by Google

dagegen. Aber es war schlimm, seine Nächte in dem Haus da drüben zubringen zu müssen; in einer Wildnis wollte er lieber die Sonne aufgehen sehen als über dem verödeten Anwesen. Ohnehin nagte ja immer an ihm der Vorwurf unerfüllter Pflicht. Gewohnt, jede Furche seines Ackers gewissenhaft zu bestellen, hatte er seine Bauernnatur hineingezwungen in Gleichgültigkeit gegen den Boden, der seiner Pflege anheimgegeben war, und der keine Schuld trug, wenn das Glück, das er einst dort schaffen wollte, nicht Wurzel faßte. Der Garten lag wüst da, brach ruhte der Boden am Fuß des Hügels, wo Stall und Scheune stehen sollten. Er hatte sich schaudernd vor sich selber an die Stirn gegriffen, als er damals den Anstrich seines verödeten Hauses in blendender Weiße erneuert sah, frisch geworden, damit es nur recht grell leuchtete, der Vroni entgegen.

Geistesabwesend ging Jörg auch am heutigen Tage von einer Arbeit zur anderen. Die alte Kathi hörte nur grimme Worte von ihm. Und die duckte sich und blinzelte den Zornigen scheu von unten herauf an, aber in ihrem faltigen, kleinen Gesicht lag etwas gleich einem heimlichen Siegerbewußtsein.

Als die Abendsuppe verzehrt war, ging Jörg aus dem Haus. Eine Pferdedecke, die er sich aus dem Stall geholt hatte, hing ihm über dem Arm, und in seiner Tasche fühlte er den schweren Schlüssel — zu der Tür dort drüben. Er mied die Häuser der Nachbarn und ging in weitem Bogen um jeden Menschen, den er noch im Dämmer auf dem Acker bemerkte. Über die Wiesen hin und in der Nähe des Waldes schritt er langsamer, so daß er erst, als es ganz dunkel geworden war, auf dem Hügel stand, vor der Schwelle des Hauses. Nun kreischte der verrostete Schlüssel im Schloß. Schwer drehte sich die

Digitized by Google

lange nicht geöffnete Tür in den Angeln. Nun war der Herr des verlassenen Hauses unter seinem Dach. Er zog ein Laternchen unter seinem Arbeitskittel hervor und entzündete das Licht. Wenn drüben im Dorfe noch ein Mensch wachte, so sah er ja nichts von dem schwachen Lichtschein hinter den geschlossenen Läden.

Von Zimmer zu Zimmer ging er, und unsichtbar neben ihm ging die, mit der er vor vielen Jahren die Räume durchschritten hatte. Damals blühte ihr junges Gesicht in erwartungsvollem Glück, und ihr blondes Haar hatte seine Schläfe gestreift, wenn sie sich näher zu ihm beugte, eifrig mit ihm schauend und beratend. Jetzt stand er in der Wohnstube und glaubte zu hören, wie sie sagte: so müsse die Breite der Fenstervorhänge sein und so ihre Länge. Und Tisch und Stuhl sollten da ihren Platz haben. Und am Tisch sah er damals die blonde Vroni stehen mit gefalteten Händen, ehe sie das Mahl zusammen einnahmen. Daneben war das Schlafgemach. Frühmorgens flutete da die Sonne herein und ermunterte sie mit hellem Schein, wenn sie ihr Tagewerk besprachen, beide schönen Arbeitseifer im Herzen, eifrig zu gemeinsamem, glückseligem Schaffen. Dort, auf der anderen Schwelle, war die Vroni zaudernd gestanden, ihre liebe Stimme klang ihm wieder im Ohr, nachdenklich, hausmütterlich. „Was tun wir damit? 's ist fast zuviel Raum für zwei Leute." Da hatte er sie an seine Brust gezogen. „Wird schon voll werden — später, meine Vroni!"

Jetzt gähnten ihn die leeren Stuben an. Unsicher stolperte er tappend über die Schwellen. Der kleine Lichtschein erhellte unstet die kahlen Wände. Da war der Herd des Hauses, in dem nie ein Feuer gebrannt hatte. Wild sich auflehnend gegen das Geschick, schloß der Mann die Hände zu Fäusten und stöhnte. Konnte er denn nicht

Digitized by Google

ruhig, gleichgültig bleiben nach so vielen Jahren? Wäre er doch lieber nicht hierher gekommen in das schauerliche, gehaßte und doch geliebte Haus.

Die Laterne stellte er auf den Boden und legte sich auf die kahlen Bretter nieder. Die rauhe Decke schob er zusammengerollt unter seinen Kopf und löschte das Licht. Doch er blieb nicht wach liegen wie ein Sehnsüchtiger, es blieb ihm keine Zeit zum Grübeln. Nach harter Tagesarbeit kam bald der Schlaf und schloß ihm die schweren Lider. Im Traum waltete drüben am Herd die Broni, jung und schlank, aber ihr schönes Gesicht war kein Mädchenantlitz mehr; es schien ernst, verklärt, so, als hätte sie schon allerlei Liebes erlebt im neuen Heim, und über ihrer Hände emsiges Tun hinweg ging ihr Blick immer wieder sorglich lauschend nach der Tür der Nebenstube — was für ein Geheimnis barg sich da drinnen? — Wie er sie darum fragen wollte, huschte sie an seinem Lager vorbei, so leicht, so unkörperlich, daß er es nicht einmal fühlte, wie ihre Gestalt ihn streifte, und verschwand hinter jener Tür. — In halbwachem Dämmerzustand war es ihm, als ob er singen hörte, er vernahm leise, halb summende Laute, die von drinnen zu ihm herüberdrangen; dort sang Broni ein Wiegenlied. Immer dieselbe Strophe in einer schlichten Melodie — immer die gleiche Strophe. Nun war's ihm, als öffne eine unsichtbare Hand die Tür sacht weiter und weiter, so daß ein Licht von drinnen immer heller eindrang auf seine müden Augen. Er wehrte sich dagegen, wollte weiterschlafen, damit die Broni nicht zu singen aufhörte, doch das Licht wurde grell, tat fast weh und zwang ihn, die Lider zu öffnen. Auffahrend sah er den leeren Raum, den kalten Herd und das fahle Morgengrau, das durchs Küchenfenster schien.

Da fiel ihm ein, daß ja dies Fenster nicht mit Läden

Digitized by Google

verschlossen war wie die übrigen im Haus. Wenn jemand drüben im Dorf den Lichtschein hier gesehen hatte, dann gab es wieder Anlaß, über das Gespensterhaus zu schwatzen. Er war unklug gewesen, wie ein fauler Knecht war er eingeschlafen. Ehe er sich noch recht schämen konnte, kam ein Glücksgefühl über ihn, wie er es lange nicht empfunden hatte. Der Traum war wie ein Geschenk! Nahm er nun doch etwas für sein Herz mit heim aus dem wüsten Haus?

Draußen lag alles noch unter grauen Schleiern. Fern über dem Wald dämmerte ein gelblicher Schein. Als Jörg über die erste der kleinen Brücken schritt, begegnete ihm ein Knecht vom Hof eines Nachbarn, der früh vor der Arbeit eigene Wege ging. Der Bursche griff an den Mützenrand mit einem verschmitzten Lächeln und einem Blinzeln seiner verschlafenen Augen. Aha, da war auch mal der Bauer, der kaum mit einem Menschen redete bei Tag, der Einsame! Der hätt' gewiß nicht gefragt werden wollen, woher er kam. Brauchte ja auch keinem zu antworten — hatte keinem Rechenschaft zu geben über sein Tun und Treiben. So dachte der Bauernknecht beim Weitertappen.

Es wurde ein klarer Tag, aber Jörg sah immer noch das Dämmern des Morgens über den nüchtern forteilenden Stunden. Er konnte heute nicht an alltägliche Dinge denken. Der Traum umschwebte ihn noch. Nun klang ihm auch das Wiegenlied wieder im Ohr; er sorgte sich, daß ihm ein Ton davon verloren gehen könne.

Die alte Kathi, die scheu und lautlos im Haus und Hof hantierte, sah ihn wieder immer an. Aber sie sagte nichts darüber, daß sie heute früh sein Lager unberührt gefunden; sie schien nichts zu ahnen von seinem nächtlichen Gang. Nur wenn sie allein war, murmelte sie

Digitized by Google

unverständliche Worte, und wer die für Beschwörungsformeln genommen hätte, für alte, aus Gottes- und Teufelsglauben zusammengewobene, der würde das Rechte erraten haben.

Am späten Nachmittag ging Jörg auf sein Feld hinaus, an dem die Landstraße entlang führte; den großen Braunen leitete er am Kopfzeug mit sich, der sollte einen Arbeitswagen hereinholen, der noch draußen stand auf dem Kartoffelacker. Wie er das Pferd einspannte, sah er drüben auf dem Weg eine weibliche Gestalt herankommen. Hoch und schlank hob sie sich gegen den hellen Himmel ab. Die Broni kam aus dem Dorf mit einem Korb am Arm. Um ihren Oberkörper hing lose ein helles Tuch. Und obgleich der Mann und das Pferd gut zu sehen waren, wandte sie doch nicht den Kopf; sie schaute gerade vor sich hin.

Aber im Herzen des Mannes rührte sich ein eigenes Gefühl. Ja, die da drüben, die er fast täglich sah, die konnte wohl so aufrecht und gelassen an ihm vorübergehen; sie wußte ja nicht, wie sie ihn beglückt hatte in der Stille der Nacht. Sie ahnte nichts von dem Wiegenlied, das sie seinem Kinde gesungen. Sein war sie gewesen für ein paar Traumesstunden. Wie wäre sie rot geworden, wenn er ihr das hätte verraten wollen. Je näher der Abend kam, desto stärker ergriff es ihn. Er dachte kaum noch daran, warum er in das verlassene Haus gehen sollte, er dachte nur an den Traum der vorigen Nacht.

Trotz seiner Ungeduld zauderte er heute, hinüberzugehen. Längst schliefen im Dorf die Leute, als er wieder auf dem Hügel stand. Diesmal öffnete er nicht die Haustür; er betrat durch die kleine Pforte den Garten, über dem am Himmel die schmale Sichel des zunehmenden Mondes stand. So stark war aber das Licht schon, daß er

Digitized by Google

Weg und Steg unterscheiden konnte. Und da wunderte er sich flüchtig: ja, es waren wirklich noch die Wege, die er damals mit so vieler Freude angelegt hatte; sie waren nicht dem Rasen gleich geworden, ihre Ränder schienen sogar frisch und fest, er sah kein Unkraut. Wie ging das nur zu?

Langsam breitete Jörg die Decke dicht am Haus auf die feuchtkalte Erde und stellte sein Laternchen daneben. Im Schatten der Mauer verborgen, ließ er sich nieder. Was wollte er hier? Träumen! Den Kopf zurückgelehnt, die Augen geschlossen. Sein Spürdienst war ihm ja gleichgültig, bot ihm nur willkommenen Vorwand, hier zu sein und dem Glück nachzusinnen, das er einmal erwartete. Ja, sie hatten recht, die Leute im Dorf, wenn sie sagten, daß es allerhand Zauber gäbe um das tote Haus.

Er wußte nicht, wie lange er so vor sich hingedämmert hatte, des Schlafes harrend, der ihn aus Öde und Herzensarmut wieder in das Land der Gesegneten führen sollte. Plötzlich gab es ihm einen Ruck; er hatte sich doch nicht getäuscht — die Gartenpforte war geöffnet worden. Jemand kam mit unhörbaren Schritten herein, eine hohe, dunkle Gestalt, ein Weib. Über ihrer Schulter trug sie ein Gerät, eine Harke schien es zu sein; am Arm hing ein Korb. Sie ging, noch ein gutes Stück von ihm fern, auf den verwilderten Rasen hinüber und begann emsig zu schaffen; ihre Bewegungen waren rasch wie die eines Menschen, der Eile hat. Das halbe Mondlicht enthüllte nicht ihr von einem weit vorgeschobenen Tuche umschattetes Gesicht. Und nun vernahm der regungslos lauschende Mann leise scharrende, raschelnde Laute — die abgefallenen Blätter im hohen Gras unter den Bäumen häuften sich zu kleinen Haufen und verschwanden dann in dem Korb, der vor dem Weib stand, und den

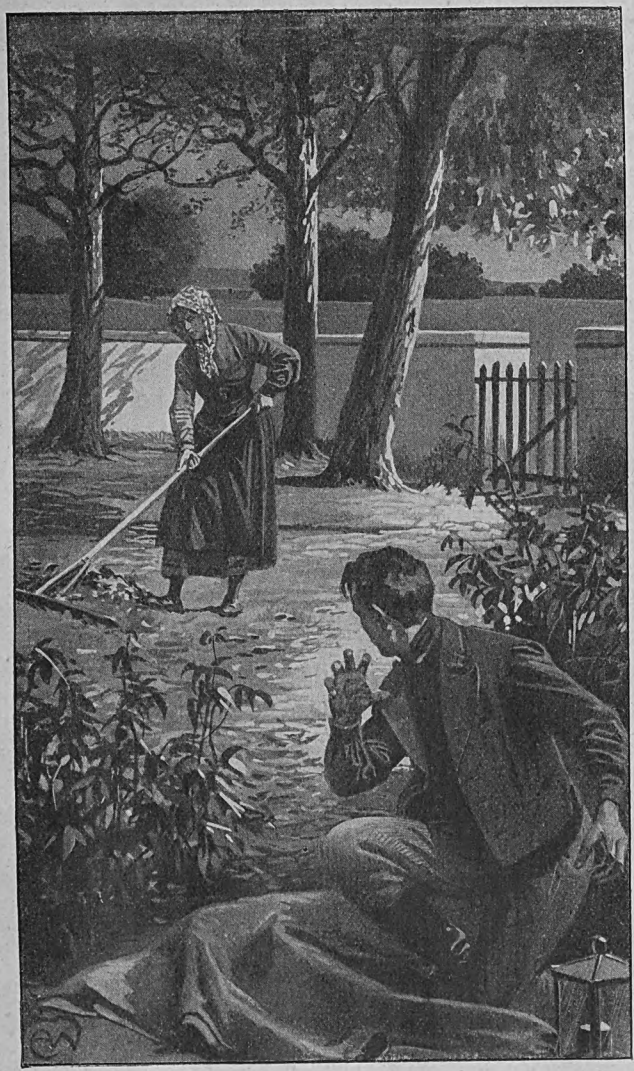
Digitized by Google

sie nun, lautlos hin und her gehend, in eine entfernte Ecke des Gartens trug, immer neu gefüllt und neu geleert, bis dort hinten am Zaun ein größerer Haufen dürren Blattwerks sich erhob. Ja, die schaffte da Ordnung, die nächtliche Erscheinung, vor der das Dorf sich fürchtete. Und die mußte, nüchtern betrachtet, eine Spitzbübin besonderer Art sein, denn sie hatte noch nichts davongetragen aus diesem Garten, in dem sie heimlich hauste. Immer war die spärliche Ernte der verwahrlosten Bäume der Dorfjugend zugefallen, die hier im Herbst alles holten, immer hatte Jörg schweigend die Verwunderung der Nachbarn hingenommen, die es nicht begriffen, daß ein rechter Bauer und noch dazu ein so fleißiger Mann, sich den Gewinn entgehen ließ. Erwerben, gewinnen — für wen? Seine kleine Wirtschaft war ihm genug, weil sie harte, erschöpfende Arbeit forderte. Und wenn er einmal, alt und einsam, die Augen schloß, ließ er Fremden ohne Bedauern, was er ohne Liebe erworben hatte.

Regungslos schaute Jörg zu. Ja, die dort, die machte alles fein sauber nach der wilden Ernte. Wer war sie? Ein Schatten, ein Traum? — Er wollte es nicht wissen; ihm war, als dämmerte er wieder hinüber in den Traumzustand. Schaffe du nur! Ich schau' dir gern müßig zu und weiß nicht, ob ich wache oder träume.

Dann ängstigte er sich aber doch wieder. Es war ein Zustand, den er schon einmal erlebt hatte, als er, wie unter einem Zwang stehend, sein ödes Haus schön herrichten ließ, blendend neu und weiß. Wenn die Gedanken nicht mehr richtig arbeiten wollten da im Kopf, wenn sie irre, wirre Wege einschlugen? Er war so lange einsam gewesen, hatte nur mit sich gelebt, vor der Welt eigensinnig abgesperrt. Einen Wunderlichen nannte man ihn längst — aber etwas Schlimmeres, Traurigeres konnte

Digitized by Google



Digitized by Google

er noch werden. — Nein, ehe man so preisgegeben wurde, lieber den Tod.

Da erhob er sich halb fiebernd mit unsicheren Gliedern. Wo war sie denn jetzt, die Frau? Der Rasen unter den Bäumen lag abgeräumt, leise klagend fuhr der Wind in die entblätterten Äste. Auch der Mond war verschwunden; frostig-herb strich im aufdämmernden Morgen der Wind daher. Wohin war sie verschwunden? Waren es Minuten gewesen oder Stunden, die er ihr zugeschaut?

Im tappenden Vorwärtsschreiten wußte er: sie war noch da; er ging auf richtiger Fährte. Drüben, wo die aufgestapelten dürren Blätter undeutlich sichtbar wurden, gewahrte er die Gestalt, zusammengesunken, müde kauernd. Auf der weichen Erde verlor sich jeder Laut seiner Schritte, als er sich von rückwärts näherte.

Da war sie! Sie hielt die Hände vor dem Gesicht, ihre Schultern schienen sich leise zu regen. Schlief sie? —

Sie weinte. Ein Laut hatte es verraten; ein ungehemmt hervorbrechendes, wehes Stöhnen. Wenn jemand vorüberging am Garten in so stiller Nacht wie dieser, konnte er den Klageton wohl hören. Und wenn er ihn vernahm, mochte es ihn gruseln. Einmal vielleicht vernommen, die übrigen Male in das Schweigen hineingedichtet von einer durch Furcht erregten Einbildungskraft — das war die Geschichte von der nächtlichen Stimme im verlassenen Hause.

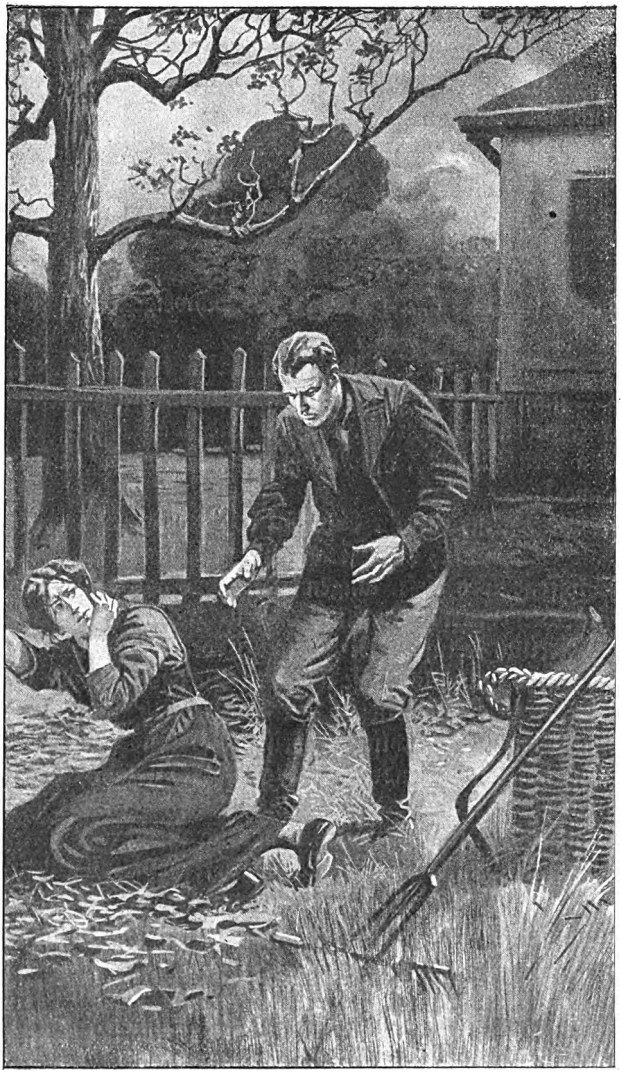
Jörg Klausner beugte sich über die Schulter der Hingesunkenen.

„Broni — du!“ sagte er laut und hart.

Sie schnellte auf. Das Tuch war von ihren Haaren geglitten. Er sah, daß ihre Hände geballt waren, ihre Haltung kampfbereit.

„Ja — ich bin's. Ich schaff' in deinem Garten bei

Digitized by Google



Digitized by Google

Nacht. Kannst mich von deinem Grund und Boden verjagen, wenn du willst, aber sicher bist du nicht, daß ich nicht wiederkomm'!"

„Komm ins Haus!" sagte er rauh. „Was wir miteinander zu reden haben, soll nicht da draußen abgemacht werden. Nicht lange, und die Leute im Dorf werden wach. Oder traust mir nicht, Broni?"

Ein stolzer Blick traf ihn. Da zog er den Schlüssel aus der Tasche und öffnete das Haus. Schweigend folgte sie ihm über die Schwelle.

Im Flur zündete Jörg das Licht in der Laterne an. Sie gingen still in den nächsten Raum. Jörg stellte sein Laternchen auf den Fenstersims und wandte sich dem Mädchen zu und fragte langsam: „Warum kommst du daher?"

Sie begriff, daß ihr Schicksal in seiner Hand lag. Ja, eine Gier danach hatte sie erfaßt; es war das scheu verschlossene Weh dieser langen Jahre, das aus dem herben Mädchen ein leidenschaftliches Weib machte.

„Freilich kannst du Rechenschaft fordern," antwortete sie ihm so laut, als müsse ihre Stimme das wilde Pochen des Herzens übertönen. „Im Dunkel hab' ich mich in dein Eigentum geschlichen, weil das Heimweh mich verzehrt hat. Die Stunden am Tag hab' ich gezählt, bis ich mich wieder davonmachen konnte, um in deinem Eigentum was zu schaffen, wenn's auch armselig und gering war und keinen Nutzen brachte. Oft hab' ich geweint über alles das, was ich hier nicht tun konnte, solang wir jung waren, Jörg, und wir hätten glücklich sein können. Jetzt kennst du mein heimliches Elend, und wenn du mir immer die härteste Straf' gewünscht hast — heut sei zufrieden, denn härter konnt' es nicht kommen für mich, als daß ich jetzt gedemütigt vor dir steh'!"

Digitized by Google

Sie schluchzte. Dann verstummte auch das. Es blieb still in dem öden Raum. Jörg stand vor dem Mädchen, das am Sims lehnte, die Hände krampfhaft um den Griff des Fensterflügels geschlungen.

„Zwölf Jahre!" sagte er vor sich hin. Es schien, als habe er kein Wort sonst für ihre Beichte. „Zwölf Jahre haben wir uns nacheinander gesehnt, Broni! Das ist viel vom Leben!"

Da sah sie ihn an.

„Du — du hast dich noch nach mir sehnen können — trotzdem daß ich dir so Schlimmes angetan hab'?"

Schweigend nahm er sie fest in seinen Arm.

Tränen rannen ihr über das Gesicht.

„Ich kann's ja nimmer gutmachen!" klagte sie, „kann die Jugend nicht zurückholen, Jörg!"

„Besseres wohl wie die Jugend werden wir haben miteinander!" Sein Mund brannte auf dem ihren.

„Das soll ein Leben werden, Broni! Arbeiten will ich für dich, du für mich! Wir zwei zusammen! Können uns nimmer trennen, nicht irr werden aneinander. Hat doch jedes dem anderen so viel Kummer gebracht! Das war noch kein Glück damals, das Glück kommt uns erst heut."

Verwundert hörte sie, wie er die Worte fand, der harte, verschlossene Mann. Und gleich schien er sich zu schämen, daß ihm das so leichtgefallen war. Stockend und unsicher begann er von alltäglichen Dingen zu reden, von ihrem künftigen gemeinsamen Hausen und wie sie es sich einrichten wollten. Sie erwiderte ihm ebenso, und sie redeten sich in Alltägliches hinein, in dem sie heimisch waren. Aber aus dem Alltag führten hundert goldene Pfade in eine reife, ernste Glückseligkeit hinüber. Zusammen wollten sie von nun an sein.

Einmal fiel's dem Jörg ein, ob er ihr nicht von seinem

Digitized by Google

gestrigen Traum erzählen solle; aber die zarte Scham ließ es nicht zu. Den Traum wollte er still mit hineinnehmen in das neue Leben.

Eng aneinandergeschmiegt standen sie in dem öden Raum*. Die Kerze schwelte nur noch flackernd. Durch die Fugen der Läden drang heller und heller das Licht des Morgens. Wie sie es merkten, wandte sich Jörg und öffnete die Fenster seines Hauses weit. Sie faßten einander an den Händen und warteten, bis die Sonne heraufkam. Es war ihr erster Gottesdienst im neuen Haus. Denn ob auch aus der Seele des Mannes noch kein bewußtes Beten sich rang — er erschauerte doch in der Ahnung einer Gnade, die unermeßlich groß über seinem Leben aufgegangen war.

Nun glühte es rot über dem Walde. Nicht lange, und goldene Strahlen schossen aus der Glut empor; höher leuchteten sie am Himmel. Sie trafen das Fenster, füllten das Gemach, mit Licht und Glanz die beiden Menschen umhüllend, die tief in ihrem Herzen das Wunder erlebten. Herbstfrisch wehte der Duft der Scholle herein, ein Gruß der Arbeit, des Lebens. —

Das verödete Haus hatte seine Seele wiedergefunden.

---

* Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

Brandstifter

Ein Schelmenroman von Viktor Helling

„Die linden Lüfte sind erwacht ..." sang oben eine Stimme zum Klavier. Im Hause roch es nach angebrannter Milch.

Provisor Dultz schaute, von der Zeitung aufblickend, zürnend nach der Decke. Das Zimmer, in dem die temperamentvolle Gattin des Chefs den Musen huldigte, lag gerade über der Apotheke.

Die erlesenste Musik kann stören. Herr Dultz studierte eben mit allen Sinnen einen aufregenden kriminalistischen Fall, der in dem Zeitungsblatt in fesselnder Weise erläutert wurde. Der Gesang der Frau Gudula Rimkhoff hingegen war alles andere als ein Ohrenschmaus; ganz abgesehen davon, daß der Liedertext den Ereignissen voraneilte. Man stand im Ausgang des Winters, und draußen wehte ein scharfer Nordwest, der die Leute an die Wände drückte. Ein wirklicher Salzgeruch lag in der Luft, der die Stickenstedter von Zeit zu Zeit daran erinnerte, daß ihr Heimatstädtchen nur drei Meilen und etliche Kilometer von der See entfernt war, in dem sturmdurchwetterten Winkel zwischen der zimbrischen und norddeutschen Küste. Die Stickenstedter bedurften jedoch dieser sinnfälligen Mahnung nicht. Sie kamen zwar nicht mit „Wasserstiefeln zur Welt", waren sich aber wohl bewußt, daß sie zur Waterkant rechneten. Der kleine Streifen, der Stickenstedt von der See schied, zerfloß auf den Karten allerdings in ein Nichts.

Eins hindert nicht das andere. Bei gewissen Gelegenheiten betonten die Stickenstedter gern, ihre Heimat sei

Digitized by Google

eine Landstadt. Ihre Vorfahren hatten sich seinerzeit, um ihre landstädtischen Interessen besorgt, sogar gegen einen Anschluß an die Staatseisenbahn gewehrt. Der Hauptredner, nebenbei Stickenstedts größter Kartoffelbauer, hatte in der Gemeinderatsitzung einen einstimmigen ablehnenden Beschluß erzielt. An sich gewiß ein schöner Erfolg. Vier Wochen später begann der Bahnbau. Gegen höhere Gewalt ist eben kein Kraut gewachsen.

Die Stickenstedter hatten ihre Bahn bekommen, und jetzt stand sie, vor allem seit das nächstgelegene Fischerdorf Scharns Nepp den Keim zu einem norddeutschen Ostende in sich entdeckt hatte, schon über fünfzehn Jahre in eingleisigem, aber gewinnbringendem Betrieb und hatte weder dem Marktleben von Stickenstedt Abbruch getan noch dem Reiz der Gassen und Giebelhäuser, von denen Reisende noch immer einen stimmungsreichen Eindruck mit fortnahmen.

Wohl dem, der seinem Charakter treu bleibt! Stickenstedt war auch jetzt noch von hübschen, ausgedehnten Gemüsegärten von allen Seiten umzogen, und was geerntet ward, unterschied sich angenehm von den Erträgnissen der näher an der See gelegenen Ortschaften. Die Erdbeeren schmeckten nicht nach Salz, was sich sonst anderwärts lästig bemerkbar machte. Gut gepflegte Anlagen führten nach dem malerisch im Buchenwald gelegenen Schießhaus, das, von drei Seiten von der vier Meter breiten Sticke umspült, im Sommer zur Einkehr lockte. Ungemein wohnlich und malerisch wirkte das Gassengewinkel in der Nähe des Marktes. Stattlich aber nahm sich auch der Bahnhofplatz aus, wo, unweit des von Spreckelsenschen Stadtgutes, das neuzeitliche Viertel entstanden war, ein Fleck, ganz von Büschen und Blumen umringt. Der Winter mußte nur erst seine letzten Schan-

Digitized by Google

zen geräumt haben! Wenn es erst allenthalben wieder blühte oder sang oder später der Weizen bleichte, da merkte man erst, wie schön es in solch einer kleinen, offenen Landstadt zu leben war. Wie bekränzt lag sie dann da, wie von blütenweißen Girlanden durchwunden und doch ohne jede festliche Unruhe, friedevoll und still und nicht in die Händel der großen Welt verstrickt.

Wenn man einen Zeitungsartikel dreimal genau gelesen hat, pflegt er einem meist nichts Neues mehr zu enthüllen. Provisor Dultz klappte das Kreisblatt zu. „Vielleicht kommt er doch durch," sagte er bei sich. „Wenn auch wenig Hoffnung besteht, da sie wie die Spürhunde hinter dem Kerl her sein werden." Dabei sann er der Frage nach, wieso es kam, daß er einem Schwerverbrecher etwas Günstiges wünschte. In dem Artikel war die Flucht eines Brandstifters aus dem Gefängnis beschrieben, die kecke und waghalsige Flucht eines Menschen, den man bis jetzt noch nicht erwischt hatte. Es war die Vermutung ausgesprochen, daß sich der Entsprungene in der Nähe Stickenstedts aufhalte.

Provisor Dultz schichtete ein Päckchen Etiketten vor sich auf, die eben erst aus der Druckerei gekommen waren. „Apotheke zum Sachsenroß, Besitzer Johann Friedrich Rimkhoff" stand darauf. „Man wird ihn erkennen, wie man die Flasche an der Etikette erkennt," dachte der Provisor. „Im Sträflingsrock kommt keiner weit." Sein Blick ging über den Markt. Frau Rimkhoff spielte noch immer Klavier. Möglich, daß der Frühling mit Macht kam; der steife Nordwest gehörte ja zu seinen Herolden. Zur Stunde jedenfalls sah es draußen noch recht trostlos aus. Die Fenster rings, soweit der Blick reichte, waren mit feinen Rinnsalen bedeckt, über das breite Dach der Stadtkirche, die alle Häuser überragte, tanzte eine Regenbö nach der

Digitized by Google

anderen, und in den Dachtraufen kluckerte das Wasser; auch vom Spiegel des „Spions" troff es, der vor der Wohnung des Konrektors Strohsal angebracht war. Doch stellte Provisor Dultz sogleich fest, daß die Frau Konrektor dessenungeachtet in ihr Verräterglas spähte. Auch Frau Strohsal blieb an guten wie bösen Tagen ihrem Wesen treu.

Provisor Dultz trat an den kleinen Tisch zurück und zerdrückte den Rest seiner Zigarette in dem froschgrünen Aschenbecher, den Herr Rimkhoff für die Apotheke gestiftet hatte. Es war ein Ungetüm, das noch aus der Zeit stammte, da sich Johann Friedrich Rimkhoff noch nicht in eheliche Fesseln hatte schlagen lassen. Bei Gelegenheit war herausgekommen, daß Frau Gudula, als sie noch im Flügelkleide als hochaufgeschossene Apothekenbesitzerstochter durch die Straßen von Sommerfeld geflattert war, den Porzellanfrosch Herrn Rimkhoff zum Angebinde gemacht hatte. Das Untier gewann, sobald man die erhaben daran angebrachte Inschrift entdeckte: „Heiraten und nicht verzweifeln!" Herr Rimkhoff hatte den wohlgemeinten Rat nicht mehr nötig.

Es fanden sich ein paar Kunden ein, Frauen mit Schirmen, unter deren Spitze sich eine kleine Lache auf den blauweißen Fliesen bildete, von denen Doktor Heins gesagt hatte, sie erinnerten ihn immer so lebhaft an die Schürzen der Aschinger Mädels in Berlin; auch ein paar Kinder waren da. Und der Chef erschien, und Konrektor Valentin Strohsal schlurfte in großen Gummischuhen herein und plauderte mit Herrn Rimkhoff an der Tür.

Der Konrektor war für jeden Gedankenaustausch empfänglich, denn er war im Hauptberuf Dichter von Gottes Gnaden; das Kreisblatt konnte ein Lied von ihm singen. Außerhalb Stickenstedts war er zwar wenig bekannt, aber

Digitized by Google

das Bibelwort, daß der Prophet nichts im eigenen Lande gilt, strafte sich bei ihm Lügen. Die Stickenstedter nahmen seine Gedichte achtungsvoll auf; sie waren auch nicht besonders verwöhnt. Valentin Strohsal hatte nur einen Konkurrenten am Platz, den Schuhmachermeister Lütt, der von Zeit zu Zeit seine „erstklassigen Damen-, Herren- und Konfirmandenmaßstiefel" im Kreisblatt in gebundener Rede anpries. Bösartige Literaturfreunde behaupteten, Schuster Lütt dichte den feineren Stiefel.

Ein Dichter, mag er in das anregendste Gespräch verstrickt sein, sieht und hört alles. Konrektor Strohsal lauschte auf, als ein Knirps, der nicht einmal mit der Nasenspitze über den Tisch der Apotheke wegsehen konnte, laut und vernehmlich eine Buddel Rum verlangt hatte.

„Rum?" wiederholte Provisor Dultz und hielt die ihm gereichte Flasche gegen das Licht. „Taum Supen?"

„Ick weit nich dorvon. Awer ick mein man," antwortete der hoffnungsvolle Dreikäsehoch und schabte einen seiner aus den Pantoffeln gezogenen Füße am anderen.

Apotheker Rimkhoff hatte sich umgedreht. „Hm, das ist," brummte er halblaut, „wieder derselbe Junge von neulich." Und zu Provisor Dultz sagte er: „Geben Sie ihm von unserem Jamaika."

„Wie? Das führen Sie?" fragte erstaunt Konrektor Strohsal.

Johann Friedrich Rimkhoff erwiderte, die linke Schulter zuckend, da sei nichts zu machen. Bis zu einem gewissen Grade sei man eben Geschäftsmann. Verkaufe nicht er den Rum, so schicke man den Schlingel in die Destille. Übrigens, setzte er geheimnisvoll lächelnd hinzu, habe es mit diesem Jungen und dem Jamaikarum seine eigene Bewandtnis.

Nichts ist aufregender als eine geheimnisvolle An-

Digitized by Google

deutung. Konrektor Strohsal wollte sofort wissen, ob man hier hinter die Schliche eines gewissen Jemand gekommen sei. Wer lebte in Stickenstedt, der insgeheim dem Trunke frönte? Wem genügte nicht der abendliche Grog am Stammtisch?

„Ich habe — gewissermaßen aus Langweile — den Jungen kürzlich gefragt, für wen er regelmäßig den Rum holt."

„Und man kennt den Mann?"

„Es ist kein Mann. Die Fährte weist auf eine Dame."

„Unmöglich!" klang es entrüstet. Und völlig verständnislos schüttelte Strohsal seine Dichterlocken, als der Apotheker mit gedämpfter Stimme wisperte: „Die Dame ist im Stadtschloß zu suchen. Ich habe, wie gesagt, das Bürschchen ins Gebet genommen. Er kommt aus dem Herrschaftshause. Und die Auftraggeberin schickt ihn öfter. Man wagt ja an keine Namen zu rühren —"

„Aber der Eingeweihte weiß, daß nur zwei im Stadtgut in Frage kommen. Eine sehr eigenartige Angewohnheit einsamer Damen."

„Oder wenigstens eine nicht unbedenkliche Arznei!"

Der Konrektor meinte, man dürfe sich heutzutage über nichts mehr wundern. Die junge Frau eines Kollegen habe neulich Zigaretten gequalmt. Warum solle man da erstaunt sein, wenn eine andere junge Dame Jamaikarum trinke?

„Sie ist nicht mehr weit von den Dreißigen und noch immer die schönste Erscheinung, wenn sie die ‚Stradella' besucht."

„Und hat ihr Romankapitel hinter sich!"

„Letzten Endes könnte ebensogut die Generalin, Fräulein von Spreckelsens Tante, in Frage kommen. Die Generalin pflegt allerdings ihren Diener zu Einkäufen zu schicken und keinen Hütejungen."

Digitized by Google

„Sehen Sie! Nun, ich denke, Sie werden die Augen offen halten?"

„Unbedingt!" Friedrich Johann Rimkhoff öffnete die Tür; der Sturmwind riß sie ihm fast aus der Hand.

„Frühlingswehen!" hüstelte Valentin Strohsal. Der Apotheker wartete, bis es den Konrektor auf die nächste Pfütze zugeweht hatte. Dann meckerte er zu seinem Provisor: „Wenn er einmal ins Reden kommt, der gute Klassiker Strohsal, dann findet er kein Ende. Und in der nächsten Sonntagsnummer des Kreisblättchens wird er übers ‚Frühlingswehen' dichten. Sie hörten wohl? Manche Leute können's gar nicht erwarten. Na, lassen Sie sich nicht stören!"

Provisor Dultz hatte noch ein paar Worte mehr aufgefangen. Er hatte den Namen des Fräuleins von Spreckelsen genau verstanden, und die Zusammenhänge mit dem Jungen und dem Jamaikarum waren ihm ebensowenig entgangen wie des Konrektors Bemerkung, daß Fräulein von Spreckelsen ihr Romankapitel hinter sich habe.

Romane beschäftigten ihn fast ebenso stark wie kriminalistische Fälle. Vor allem aber fesselte ihn Fräulein Herta von Spreckelsen, obwohl er mit ihr in der gleichfalls erwähnten Gesellschaft „Stradella" noch keine zehn Worte gewechselt hatte. Der Damenflor von Spickenstedt beschäftigte sein Herz nicht selten, denn die erhabene Inschrift auf dem froschgrünen Aschenbecher predigte keinem Blinden.

Da war Fräulein Evchen Dudde, die einzige Tochter des ehemaligen Bezirkskommandeurs, der als Kreissekretär in Stickenstedt haften geblieben war; eine reizende junge Dame, die erst vor kurzem aus einem Harzer Pensionat zurückgekehrt war. Da war Thea-Sophia

Digitized by Google

Rimkhoff, die Tochter des Hauses; blaß, bescheiden und wohlfrisiert. Da gab es drei Töchter des Pastor primarius Müller; die älteste, die achtzehneinhalbjährige Johanna, hatte schon im Winter tanzen dürfen, im nächsten sollten zwei weitere gleichzeitig tanzflügge werden: das Zwillingspärchen unter den fünf Pastorstöchtern. Die jüngsten Müllerinnen steckten noch in den Kinderschuhen.

Von den anderen Damen, die in der ursprünglich mehr zu musikalischen Darbietungen neigenden Gesellschaft „Stradella" verkehrten, blieben, wenn man die Verheirateten ausschied, allerdings nicht viel übrig: die Tochter eines Stadtrats, drei Kaufmannstöchterchen, zwei hochgeborene junge Damen aus der entlegeneren Nachbarschaft, die meist nur an einer der Vergnügungen teilnahmen, und schließlich sie, die man eigentlich nicht zuletzt nennen durfte: Herta von Spreckelsen, die Erbin des alten Gutes, die nun einmal ganz etwas anderes war, herb, blond und einem schönen Rätsel oder einer verwunschenen Märchengestalt gleichend.

Dazu stimmte ganz das wenige, was Provisor Dultz von Doktor Heins über Fräulein von Spreckelsens Vergangenheit gehört hatte.

Es sollte ein Graf, der in des alten Spreckelsens Regiment gedient hatte, um ihre Hand geworben haben. Der alte Spreckelsen, der damals vier Ulanenschwadronen in Stickenstedt befehligt hatte, sollte dem Freier die Tür gewiesen haben. Provisor Dultz war davon nicht befriedigt gewesen und hatte weiter gefragt. Wenn ein junger Graf den Erwartungen eines Schwiegervaters nicht entspricht, während die Tochter in Liebe entflammt ist, und auch sonst alle gesellschaftlichen Zusammenklänge vorhanden zu sein scheinen, darf man allerdings keinen alltäglichen Haken hinter solchen Geschichten vermuten. Doktor Heins aber,

Digitized by Google

sonst kein Unmensch, hatte sich in Schweigen gehüllt. Man lasse begraben sein, was begraben sein wolle. Fräulein von Spreckelsen wäre damit am besten gedient; jetzt sei es zu spät, daß der alte Oberst Spreckelsen seinen Entschluß ändere, zumal er inzwischen zur Großen Armee heimgegangen sei. Aber auch die Erbin vermöge nichts mehr zu ändern.

Seitdem nahm Provisor Dultz an, daß der junge Graf entweder gestorben oder verdorben war; auch Grafen sind ja der Verderbnis ausgesetzt.

Wen er aber nicht dem Unglück, oder sei es auch nur einem blöden Gerede, ausgesetzt wissen wollte, das war Fräulein Herta von Spreckelsen. Boshafter Klatsch konnte nicht rasch genug zertreten werden; er wollte mit Doktor Heins, mit dem zusammen er das Mittagessen einnahm, noch heute reden. In der Verehrung zu Fräulein von Spreckelsen wußte er sich mit dem jungen Arzte eins.

Aber er traf ihn an diesem Tage nicht allein; Doktor Heins befand sich in Gesellschaft eines jüngeren Bundesbruders, Oberleutnants Geigenstriker. Da hatte flink ein Wort das andere gegeben. Doktor Heins stellte den jungen Mann mit den Worten vor: „Der Dritte zum Skat, auf den wir immer so sehnsüchtig warteten. Ich habe ihn in alles eingeweiht, was ihm in Stickenstedt bevorsteht; auch die Besuchsliste schon mit ihm entworfen. Herr Geigenstriker ist von mir ...“

„... auf die Ortsgefahren aufmerksam gemacht,“ ergänzte Geigenstriker, sich lächelnd zu Provisor Dultz wendend. „Zum Beispiel auf das Verräterglas am Fenster der Frau ... ja, wie nennt sich der Poeta laureatus der Stadt?“

„Valentin Strohsal. Und vom Spion seiner holdseligen Gemahlin geht, wie gesagt, das Gerücht, daß man

Digitized by Google

damit auch um die Ecke lugen kann. Freund Dultz wird Ihnen bestätigen, daß, wer der Strohsalin gegenüber wohnt, gut daran tut, seine Gardinen auf Löcher nachsehen zu lassen. Na, wir treiben ja keine Heimlichkeiten; unser wichtigstes Ereignis im Jahr ist es, wenn die Doppelfenster herausgenommen werden. Und im Frühling und Sommer ist es wirklich wunderhübsch hier; das ahnen Sie heute nicht."

Doktor Heins hob den Kopf und blickte nach dem Fenster, vor dem eben drei Landjäger von ihren dampfenden Gäulen stiegen. „As en begaten Pudel sehen die aus. Dunnerslag, haben die sich vollgesogen!"

„Ja, die haben keinen trockenen Faden am Leib," meinte Oberleutnant Geigenstriker. „Und gleich drei?"

„Das riesenhafte Aufgebot hat etwas zu bedeuten. Ich wette," rief Provisor Dultz, „das hängt mit dem gefährlichen Ausbrecher zusammen!"

Doktor Heins wußte noch von nichts.

Provisor Dultz stand sofort auf und nahm das Kreisblatt vom Nagel. Er las die Notiz, die ihn heute morgen so angeregt hatte, laut vor. Dann fragte er: „Meinen Sie, daß er durchkommt?"

Doktor Heins zuckte die Schultern. „Bis zur Stunde war die Verbrecherjagd, zu der die drei grünen Wasserratten ausgerückt zu sein scheinen, jedenfalls nicht erfolgreich. Auch kann der Entsprungene heute schwerlich irgendwo einen Brand legen. Die Gewißheit hätten wir."

Die Landjäger trösteten sich ausgiebig mit einem Grog, in dem der Löffel stand. Es war so. Sie suchten den entflohenen Brandstifter.

Provisor Dultz lauschte nach ihrem Tische hinüber; er hörte, daß sechs Patrouillen unterwegs seien.

„Na, da müssen sie ja den Kerl kriegen," sagte der Wirt.

Digitized by Google

Der dicke Hokannsdotter strich sich bedächtig den Bart. „Dat glöw ick sacht! De Verantwortung laten Se man mi up mi nehm."

Dann zahlten sie und saßen auf.

„Das war früher ein Unteroffizier von den hiesigen Ulanen," erklärte der Wirt.

Doktor Heins war schon in seinen Überzieher geschlüpft. „Schöne Zeit," sagte er; zu Herrn Geigenstriker, der mit ihm aufbrechen wollte, gewendet: „Ich sprach Ihnen ja schon davon, daß der verstorbene Sprockelsen mit seinem Ulanenregiment hier fünf Jahre garnisonierte. Das ist noch heute der eine Stolz der Stickenstedter."

Die Landjäger stoben, Riemen unterm Kinn, los, daß die Steine schlugen.

„Und der andere Stolz?" fragte Geigenstriker.

„Der andere Stolz ist der, daß Stickenstedt zur Hälfte im selben Jahre abgebrannt ist wie Hamburg — Anno 1842."

Herr Geigenstriker lachte, daß man seine weißen Zähne blinken sah.

„Ich zweifle nicht, daß es Ihnen bei uns gefallen wird," sagte Provisor Dultz. „Gerade wir Junggesellen" — er lächelte verschmitzt — „haben keine Ursache, zu verzweifeln."

Auch Landjäger, mögen sie auf eine noch so große Erfahrung zurückblicken, sind nicht imstande, das Schicksal zu meistern. Und die Willkür des Zufalls ist noch blinder als die augenlose, sturm- und wetterdurchtobte Nacht, in die Hokannsdotter mit seinen beiden durchnäßten Kameraden von Stickenstedt hinausgetost war.

Bald rief der rechts von ihm reitende Kamerad, er habe

Digitized by Google

was Verdächtiges über die Landstraße huschen hören; bald flüsterte der Linke: „Ick heb wat sehn!"

„Dreck hes!" lautete dann Hokannsdotters Antwort lakonisch. Mit der vorrückenden Finsternis, die den Reitern zudem höchst unfreundliche Regenschauer ins Gesicht trieb, war seine Zuversicht gehörig gedämpft worden. Bei solchem Wetter jagte man keinen Hund hinaus. Wenn aber eines dieser Tiere im Freien seine Hütte hatte, so bellte es wütend, als könne es gegen das Heulen des Sturmes an.

Hokannsdotter erinnerte sich plötzlich, einmal gelesen zu haben, daß der Sturm in seinen Wirkungen nicht nur zerstörend und verderblich, sondern auch heilsam und wohltätig sei; in einem alten Kapitulantenbuche war das gestanden. Jetzt ging ihm der Doppelsinn dieser Weisheit auf: Für den Entschlüpften war so eine Sturmnacht mit ihrer ägyptischen Finsternis eine unverdiente Wohltat, für seine Verfolger aber eine noch weniger verdiente Schweinerei.

„Schritt!" kommandierte er. „Den Kirl soll der Deuwel halen ..."

„In Gotts Nam!"

In diesem Augenblick huschte ein Schatten über die Straße. Die Laterne über der Gasthofstür, vor der sich die drei Reisigen eben aus dem Sattel hatten schwingen wollen, ließ sekundenlang die Figur eines männlichen Wesens erkennen, das zur Seite floh.

„Halt! Auf der Stelle!" donnerte Hokannsdotter, drohend aufgerichtet. Während des Rumplers, den sein Pferd machte, riß er den Armeerevolver aus der Pistolentasche. Doch, noch ehe er den Mund nochmals aufzutun brauchte, stand der Mann. Das war genug, um Hokannsdotter und seine Begleiter unsicher werden zu lassen. Ein

Digitized by Google

geriebener Junge war der Kerl sicher nicht. Ein Sprung in den rettenden Graben hätte genügt, um wieder im Dunkel zu verschwinden. Einer, der sein Leben in Sicherheit zu bringen trachtete, stand nicht auf den ersten Ruf und wartete geduldig, bis ihm die elektrische Taschenbatterie ins Gesicht leuchtete.

Der Mann stand ruhig da und wartete gehorsam.

„Ich glaubte," sagte er, „es kämen herrenlose Pferde. Wohin reiten Sie?"

Der Mißgriff war offenbar. Der Mann, der da im Schein der Taschenbatterie stand, trug einen seidenweichen Kinnbart, den das Kennerauge sofort als echt erkannte; sein Gesicht glich dem eines Gelehrten. Ein gutsitzender Anzug umschloß eine schlanke Gestalt, und die Hände waren wohlgepflegt und auffallend klein. Daß der Mann barhäuptig war und keinen Mantel trug, fiel nach dieser allgemeinen Feststellung nicht mehr auf. Vom Signalement des gesuchten Brandstifters Karsten Kiep, der eine Athletengestalt haben sollte, war an dem Menschen nichts zu sehen. Heute zerrann offenbar alles zu Wasser.

Hokannsdotter schluckte seinen Ärger hinunter. „Eine einzelne Person haben Sie wohl nicht gesehen?" fragte er in möglichst freundlichem Hochdeutsch. „Eine verdächtige Person, meine ich."

Der Fremde verneinte. „Ich habe auf niemand acht gehabt. Eine schauderhafte Nacht."

„Das soll so sein. Man kann sick up den Dod verküllen. Also denn — nicks för ungaud!"

„Affitten!" kommandierte er.

Dann schlug er an die Scheibe der Gaststube und verlangte einen Pferdehalter.

„Ick heb dat glik wüßt ..."

Digitized by Google

„Dreck hes!" schnitt Hokannsdotter alles Weitere ab. Er klirrte als erster mit seinem Säbel in die Gaststube, die mäßig hell und wenig besetzt war. Noch bevor der Grog vor ihm dampfte, erzählte er dem Wirt, daß er eben um ein Haar den Schulmeister für einen entwischten Strafgefangenen gehalten und beim Kragen genommen hätte. Auch täte der Mann gut, sich bei solchem Wetter eine Mütze übers Ohr zu ziehen; hole er sich den Schnupfen, müsse die Schule ausfallen.

Der Wirt schüttelte verständnislos den Kopf. Er ließ sich den vermeintlichen Schulmeister beschreiben. Da ergab sich, daß Feldwebel Hokannsdotter auf dem Holzwege war. Der einzige Schullehrer des Dorfes war bucklig und ging mit den Hühnern schlafen. Dem konnte niemand vor der Kneipe begegnet sein.

Ein Feldwebel, der seinen Leuten imponieren will, gibt sein Spiel nicht so schnell verloren. „Na, denn nich; denn was dat de Herr Paster."

Aber auch auf den Pastor wollte die Beschreibung nicht passen, und das Gastzimmer hatte seit einer geschlagenen Stunde niemand verlassen. Alle Gäste konnten das beschwören.

Das war rätselhaft; war es vielleicht doch ein Fehler gewesen, daß man dem Fremden ohne Hut und Mantel nicht etwas besser auf den Zahn gefühlt hatte? Feldwebel Hokannsdotter ärgerte sich im stillen, beruhigte sich und seine beiden Begleiter aber schnell mit dem Hinweis, daß der rätselhafte Mensch etwas im Blick gehabt hätte, das ihn von jedem gemeinen Verbrecher scheide. In diesem Blick sei so ein Ausdruck von Vornehmheit gewesen; das fände sich bei Lehrern und geistlichen Herren mitunter — daher seine Vermutungen, die hier zufällig nicht bestätigt worden seien. Übrigens sei der Grog in Stickenstedt besser

Digitized by Google

gewesen. Und mit den Bauern sei hier überhaupt nichts anzufangen; kein Interesse hatten die für eine so wichtige Aufgabe, wobei andere Menschen ihre Gesundheit aufs Spiel setzten. Diese Leute redeten nur vom Unwetter und prophezeiten, daß es noch viel schlimmer kommen werde. Es fehlte nicht an den bewußten ältesten Leuten, die sich nicht besinnen konnten, jemals eine derartige Sturmnacht erlebt zu haben. Man fürchtete sich nicht vor einem Brandstifter, da der seine Verbrecherkünste doch nur am ungeeignetsten, weil völlig durchnäßten Material versuchen könne und deshalb Hand von der Butter lassen werde. Man graute sich nur vorm Heimweg und bestellte neuen Grog. Der Windmüller des Dorfes begann herzzerbrechend zu klagen; der Sturm hatte zwei Flügel von seiner Mühle weggerissen. Dann bekamen auch noch zwei andere Bauern das heulende Elend.

Als schließlich ein später Gast, der Ortsschmied, mit der Kunde ins Zimmer trat, man höre deutlich die See rauschen, es müsse bei Scharns Nepp ein furchtbares Unglück geschehen sein, und man dürfe damit rechnen, daß die ganze Niederung überschwemmt werde, befahl Feldwebel Hokannsdotter: „Affadeln!"

Gegen das Wüten der Elemente kommen Pferdebeine und Diensteifer nicht auf. Außerdem hatte der erste Eindruck, was den Grog anlangte, getäuscht. Es war doch ein kräftiger Trunk gewesen.

„Denn mögt der Strandlöper versöpen!" entschied der Feldwebel und erklärte die Jagd nach Karsten Kiep für vorläufig beendet.

Karsten Kiep war sich um dieselbe Stunde über die frommen Wünsche, die hinter ihm hergesandt wurden, keine Sekunde im Zweifel; den Gefallen, elend zu ersaufen, tat er jedoch seinen Verfolgern nicht. Ihm konnte

Digitized by Google

die Nacht gar nicht finster genug sein, nur trockener hätte er sie sich gewünscht. Schließlich schützte auch der festeste Sträflingskittel, mit dem er auf und davon gegangen war, nicht vor Rheumatismus. Ein Schnupfen plagte ihn schon. Unter den Straßenübergang, wo er den letzten Tag genächtigt hatte, blies ein so frischer Zug hinein, den sorglich vorgeschobene Steine nicht vollständig abgehalten hatten. Karsten Kiep war kein Freund von übermäßiger Ventilation. Nasse Füße konnte man allenfalls noch ertragen. Überhaupt, was wollten Schnupfen und Reißen sagen, wenn man dadurch einen Vorsprung von vier und einem viertel Jahr Freiheit gewann!

Auch mit dem Unwetter konnte man sich abfinden. Karsten Kiep dachte gar nicht daran, in einem so niederträchtigen Klima länger zu verweilen, als unbedingt nötig war. Er wollte der Sonne entgegenwandern. In Afrika gingen die Einwohner nackt spazieren. Er war durchaus nicht an die Scholle gebunden. Hohe Eisenbahnfahrpreise machten ihm keine Sorge; er war gut zu Fuße, und die holländische Grenze lag ja doch auch nicht aus der Welt. Kein Kind konnte sie verfehlen; er hatte nichts weiter zu tun, als bei Tage zu schlafen und bei Nacht die Küste der See entlang zu pilgern. Wenn er die gefährliche Anstaltskluft erst einmal los war, deuchte ihn das ein Kinderspiel.

Aber vorderhand klebte ihm die leidige Kluft buchstäblich noch am Leibe. Sie sobald wie möglich zu vertauschen, war seine schwerste Sorge. Jetzt rächte sich, daß er nicht schon im letzten Herbst ausgebrochen war, wo sich noch überall Vogelscheuchen auf den Feldern blähten, die einem so leicht zur ersten Einkleidung halfen.

Gelegenheiten lassen sich aber nicht übers Knie brechen. Karsten Kiep hatte sich in Geduld fassen müssen, ehe er

Digitized by Google

seinen längst gehegten Plan ausführen konnte. Vorgestern hatte ein Laternenputzer vor Zellenhaus II seine Leiter unbeaufsichtigt an der Wand lehnen lassen. Eine Viertelminute genügte Karsten Kiep, um sich auf die Mauerkrone zu schwingen. Da es ihm dort nicht recht behagte, weil sie mit Glasscherben gespickt war, hatte er sich einen zweiten Schwung gegeben: bergab. Worauf er als freier Mann weitergerannt war, ohne auch nur einen Blick zurückzuwerfen. Nie in seinem Leben war er derart gelaufen und hätte es auch vorher nicht für möglich gehalten, daß Lunge und Füße noch soviel überschüssige Kraft in sich bargen. Wie gesagt, die Leistung ließ ihn selbst erstaunen. Wer in der Zeit spart, hat in der Not.

Er hatte dann einen großen Bogen um alles Bewohnbare geschlagen, war über Gräben gesprungen und hatte ein paarmal Wasser geschluckt. Als er zum ersten Male anhielt, lagen die Doppeltürme von Stickenstedt schon in blauer Ferne hinter ihm. Das wild durchschnittene Gelände verhinderte plötzliches Überraschtwerden, das Dunkel der Nacht tat das übrige; ein rauschender Regen beseitigte die Fußtapfen, die ohnehin nicht sehr einschneidend waren. Karsten Kiep lief, seitdem seine Schuhe irgendwo stecken geblieben waren, auf Strümpfen. Das an sich Zweckmäßige verliert an Wert, wenn es auffallend ist. Aufsehen zu vermeiden aber blieb für Karsten Kiep das oberste Gebot der Stunde. Solange sein sehnliches Verlangen nach einem Paar alter Stiefel und einem unverfänglicheren Überrock nicht gestillt war, mußte er jedem menschlichen Wesen aus dem Wege gehen. Unnötige Gefahr soll keiner herausfordern.

Karsten Kiep glitt deshalb auch jetzt wieder, als ein Wagen ihm entgegenkam, von der Landstraße hinab, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß er Nichtschwimmer

Digitized by Google

war. Das Gefilde, in dem er geduckt der Dinge wartete, die da kommen sollten, war bodenlos; weite Strecken standen unter Wasser, und die Seenbildung schritt lustig weiter. Karsten Kiep erlebte den Entwicklungshergang gewissermaßen am ganzen Leibe und vermochte nichts Angenehmes daran zu finden, daß ihm der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Immerhin steckte er nicht tief genug in der salzhaltigen Flüssigkeit, daß er nicht die Ungefährlichkeit eines herankommenden Wagens, an dem zwei Laternen leuchteten, erkannt hätte. Deutlich zeigte sich der Schattenriß einer Kutsche, aus der eine weibliche Stimme laut einen Namen in die Nacht hinausrief. Karsten Kiep verstand erst nicht recht. Der Ruf klang ängstlich. Zuletzt verstand er, daß der fragend ins Dunkel hinausgesandte Name einem Grafen galt, der Kornelius hieß.

Dreimal rief die Stimme einer Dame, die sich weit aus dem Kutschenschlag herausbeugte: „Graf Kornelius?"

Aber der einzige, der hätte antworten können und in der Nähe weilte, war Karsten Kiep. Und der schwieg, pustete vorsichtig und wunderte sich. Er fragte sich, was Grafen bei solchem Hundewetter unterwegs zu suchen hätten. Dazu kam man doch nicht als Graf zur Welt. Hätte Karsten Kiep den in seinen Gesellschaftskreisen noch immer wenig eingeführten Shakespeare gekannt, hätte er gewußt, daß sich auch Könige bei Unwetter im Freien herumtreiben. Wie König Lear. Er würde sich dann freilich gedacht haben, daß der Mann wahnsinnig sein müsse.

Aber auch ohne dies, meinte Karsten Kiep, der Graf, den man hier suchte, müsse verrückt sein. Da fiel es Karsten Kiep ein, da er noch bei den gelben hannövrischen Ulanen in Stickenstedt diente, war ein Leutnant Graf Marne von

Digitized by Google

der zweiten Schwadron eines Abends übergeschnappt. Es war herausgekommen, als er das Regiment alarmiert hatte. Eine Stunde später hatten ihn die Offiziere und der Oberstabsarzt sänftlich im Krankenwagen davongeführt. Keiner hatte den Kranken wieder gesehen.

Karsten Kiep schleppte sich zur Landstraße zurück. Statt sich an den verrückt gewordenen gräflichen Leutnant zu erinnern, hätte er lieber an sein Fortkommen denken sollen. Nun der schöne Kutschwagen vorüber war, fiel ihm ein, daß er seinem eigenen Glück im Wege gestanden war. Die Dame, die ängstlich in die Nacht hinausrief, hätte ihn gewiß gern ein Stück Wegs mitgenommen oder gar reich beschenkt an der holländischen Grenze abgesetzt.

Mühselig watschelte er auf nassen Strümpfen durch den Straßenschlamm. Zum soundsovielten Male fragte er sich, wie weit es noch bis zur ersehnten Grenze sein möchte. Nicht immer wohnt dem Wissen das Glück inne. Wäre dem Flüchtling ein Wissender in den Weg gelaufen, um ihm jetzt zu verraten, daß allein die Luftlinie bis Holland noch gut hundert Kilometer betrüge, wie es der Fall war, hätte er dem innerlichen Gleichgewicht Karsten Kieps einen heftigen Stoß versetzt. Langsam schwankte es sowieso. Die Kälte, die sich in den Strümpfen festgesetzt hatte, war längst über die Kniekehlen aufwärts gekrochen; er hinkte und seufzte und erschrak nicht, als ihm der widersinnige Gedanke kam, daß er auf dem harten, aber trockenen Feldbett des Strafgefängnisses doch eigentlich ganz leidlich geschlafen habe. Aber so vieles weiß der Mensch ja erst zu würdigen, wenn er es hinter sich gelassen hat.

Die unwirsche Nacht dehnte sich ins Uferlose. An einem Kreuzweg klappte Karsten Kiep zusammen wie ein leerer Kartoffelsack. Der Vorgang wiederholte sich, so oft er

Digitized by Google

sich aufrichtete. Grund genug, um ein wenig zu ruhen. Unter unsäglichen Schmerzen kroch er einem Straßenübergang zu, wie er ihm den Tag vorher als Schlafstelle gedient hatte. Aber aus der Rinne gurgelte es hohl. Nur Selbstmörder konnten hier Quartier beziehen. Oder Fische. Und auch die wären schnell wieder herausgeschwemmt worden. Sollte er nun wirklich zu guter Letzt seinen Verfolgern den Gefallen tun und unrühmlich in den Schlamm beißen?

Auch Athletengestalten — denn so hieß es im Signalement des Entsprungenen — können zu einem Häufchen Unglück zusammensinken. Bei der Sintflut ersoffen Riesen. Karsten Kiep sah ein, daß er kein Vorrecht für sich beanspruchen konnte. Bis zu einem Grade konnte der Mensch allenfalls in die Speichen seines Schicksalrades eingreifen, aber dann nahm alles seinen Lauf, wie es wollte. Der eine schlüpfte ein- oder zweimal mit heilen Knochen oder leicht geschürft beiseite, der andere wurde gepackt und von den Rädern zerrieben. Zuletzt, wenn ein Gaul abgetrieben genug ist, kommt doch immer der Schinder.

Jetzt sollte es ihm gleich sein, wenn seine Schinder ihn packten; er hatte nur noch den einen Wunsch, schnell ins Trockene zu gelangen. Wieder härmte er sich, daß er den Kutschwagen vorbeigelassen hatte. Warum hatte er nicht eine Antwort gegluckst, als die Dame so kläglich: „Graf Kornelius" gerufen hatte? „Hier! Hier!" hätte er rufen sollen. „Dor bün ick, gnedig Frölen!"

Wer auf der Erde sitzt, fällt nicht mehr. Karsten Kiep hatte die Versuche, sich weiterzuschleppen, aufgegeben, aber die Ruhepause tat ihm trotzdem gut. Er sagte sich, daß er wie ein Frosch am Wege verenden müsse, wenn er hier den Tag erwarte. Auf die Häscher war ja kein Verlaß. Wenn man die brauchte, kam gewiß keiner. Es

Digitized by Google

gab keine rücksichtsvollen Landjäger. Er mußte die Suppe, die er sich eingebrockt, bis zur Neige allein auslöffeln.

Erst hatte er die Ortschaften peinlich gemieden; jetzt wünschte er, daß vor ihm ein Dorf aus dem Boden wüchse. Irgendwo, ganz gleich in welcher Richtung, mußte eines liegen. Und da es nicht zu ihm kam, mußte er zu ihm vordringen. Einen folgerichtigeren Gedanken gab es nicht. Er strengte seine entzündeten und verschwollenen Augäpfel an, ob er nicht doch am Ende ein fernes Licht erspähen könne.

Und es gab ihm einen Ruck: er erspähte eines!

Das heißt, zunächst schloß er erst noch einmal die Augen und machte offenbar sie vorsichtig wieder auf, um sich zu vergewissern, daß es keine optische Täuschung sei. Vor den Augen verdurstender Wüstenpilger erscheinen ja oft Oasen und Bananenhaine; wer bürgte dafür, daß er nicht ein Truggebilde seiner erschöpften Nerven wahrnahm?

Es war kein Irrlicht; aber es schwankte wie ein Irrwisch hin und her und vergrößerte sich, wie sich Lichter vergrößern, die langsam näher kommen. Karsten Kiep, vor ein paar Stunden noch froh, daß die Nacht undurchdringlich schien, hätte aus Freude, daß er die roten Lichter sah, einen Indianertanz aufführen mögen. In Strümpfen. Ganz vergessend, daß er mehr lag, denn saß, und sich erst besinnend, daß er sich zu weiterem Tun, das Eile verlangte, erst einmal aufrichten mußte.

Diesmal gelang es. Aus der Pfütze, wo er sich ermattet und elend gebettet hatte, raffte er sich empor. Er hatte bemerkt, daß es wieder eine Wagenlaterne war, die das freundliche Licht ausstrahlte. Wagen waren die schönste Einrichtung, die es auf Erden gab; ihr Erfinder verdiente stündlich den Dank der Menschheit.

Digitized by Google

Das Knirschen der Räder klang wie Musik; deutlich unterschied Karsten Kiep, daß es ein halbverdeckter Wagen war. Der Insasse redete auf den Kutscher ein. Hochdeutsch. Dieselbe steife Mundart, in der die Dame nach ihrem Grafen Kornelius gerufen hatte. Vielleicht war das der gesuchte Graf, der in diesem Wagen kam. Dann war alles in schönster Ordnung; das Fräulein und ihr Herr Graf würden zusammenkommen, wenn das Wasser nicht mehr zu tief war. Und vorher würde Karsten Kiep aus dem Schlick der Landstraße befreit werden.

„Holt!" rief er. Und nochmals: „Holt, Minsch!"

Der Kutscher hielt sofort.

Vor Karsten Kieps Gesicht schnaubte es aus zwei Pferdenasen.

Der Herr im Wagen richtete sich mit einem Ruck auf. „Wer da? Wer da? Bist du es, Kornelius?"

„Binah!" gluckste Karsten Kiep und klammerte sich ans rechte Vorderrad.

„Ein Bauer," rief der Mann vom Kutschbock in den Wagen hinein.

„Wieder nichts!" klang es enttäuscht. „Aber vielleicht hat der Mann ihn gesehen." Nun überstürzten sich in Karsten Kieps Hirn die Fragen.

„Sahen Sie einen einzelnen Mann? — Begegneten Sie keinem? — Sind Sie aus der Gegend? Wir suchen einen, der in der Irre geht. Ich fürchte zudem, wir haben uns verfahren. Wir wollten nach Stickenstedt zurück. Verstehen Sie?"

„Ganz gut, Herr." Karsten Kiep konnte Hochdeutsch reden, wenn es sein mußte; er begriff die Vorteile, die sich für ihn herausschlagen ließen. Dieser Wagen war ein Geschenk des Himmels.

„Ich kenne hier Weg und Steg," log er drauflos. „Ich

Digitized by Google

kann Sie auf den rechten Weg bringen. Und der Mann, den Sie suchen, der muß hier ganz in der Nähe sein."

„Wie denn? Was denn? Er ist schlank und annähernd dreißig Jahre alt. Er trägt einen Spitzbart. Sahen Sie ihn?"

„Nee, nee." Karsten Kiep fühlte, daß er sich vergaloppiert hatte. Gesehen habe er niemand; aber es sei eine Kutsche des Weges gekommen; eine Dame sei darin gesessen, die auch nach einem Herrn suchte.

Der Herr im Wagen wechselte einen Blick mit dem Kutscher. „Also doch! Das kann nur der Spreckelsensche Wagen gewesen sein. Also hat sie sich doch nicht abschrecken lassen! Welche Torheit in solcher Nacht!"

Der Kutscher nickte. Das war längst seine Meinung, nicht nur in bezug auf das In-der-Irre-Fahren des Fräuleins von Spreckelsen, das sein Herr heute nachmittag telephonisch aufgeschreckt hatte.

„Wohin fuhr der Wagen mit der Dame, von der Sie sprachen?"

„Nach Stickenstedt."

„Ja, ja," seufzte der Herr. „Auch uns wird nichts anderes übrig bleiben. Diese Nacht ist fürchterlich. Wir müssen uns links halten, alter Freund?"

Karsten Kiep hatte nur auf sein Stichwort gewartet; sein Hirn hatte schnell gearbeitet. Ein Gespann, das den Weg verloren hatte, das war gerade, was er brauchte. Er wollte schon dafür sorgen, daß es nicht die Richtung auf Stickenstedt einschlug. Seine Sehnsucht, in die Arme seiner Verfolger zu fallen, war verflogen.

„Wo denken der Herr hin!" sagte er. „Sie müssen sich haarscharf rechts halten. Und dann nochmals rechts. Wir haben einen Weg."

„Ist das auch richtig? Sie müssen sich irren!" Der

Digitized by Google

Herr brachte seine Generalstabskarte der Laterne näher. „Der Teufel soll sich in dieser grundlosen Gegend auskennen! Sie können mit mir fahren, Alter!“

Karsten Kiep hatte auf diese Aufforderung gewartet. Wenn es nicht geschehen wäre, hätte er sich hinten an den Wagen angehängt. Aber so war es besser; er durfte auf dem Rücksitz des Halbverdecks Platz nehmen. Ein Mantel wurde zur Seite gerückt. Karsten Kiep dirigierte und brüstete sich mit seiner Ortskenntnis. Leichtgläubig folgte der Kutscher seinen Anordnungen.

„Wenn Sie uns beschwindeln, alter Freund, werden Sie bei den Haaren genommen. Wo haben Sie denn Ihre Mütze gelassen?“

„Die schwimmt, Herr. Was schwimmt heute nacht nicht! Verlassen Sie sich auf meine Kenntnisse.“

Der Wagen war folgsam rechts und wieder rechts gebogen. Wenn man jetzt geradezu hielte und die Straße, die zu beiden Seiten vom Wasser bespült wurde, kein Ende nahm, so mußte man an die holländische Grenze stoßen. Schlug der Kutscher dann den nötigen Kreis, kam er eines Morgens nach seinem geliebten Stickenstedt. Alle Wege führen ja irgend wohin. Karsten Kiep hütete sich, laut zu denken. Auch wußte er, daß er, selbst wenn der Wagen bis zur Grenze gerollt wäre, niemals bis dahin hätte mitfahren können. Bei Nacht sind alle Katzen grau, der heraufdämmernde Tag aber mußte seine Entlarvung heraufbeschwören. Rechtzeitiges Absteigen tat not.

Außerdem drückte Karsten Kiep der zusammengerollte Mantel — der neben ihm lag. Es war zwecklos, seine Gedanken von etwas ablenken zu wollen, wohin sie zwangläufig zurückkehren mußten. Eins stand fest: dieser Reservemantel des Herrn ihm gegenüber durfte keinen Meter weiter fahren als Karsten Kiep.

Digitized by Google

Karsten Kiep war kein gemeiner Dieb. Er sah auf die unkomplizierte Laufbahn eines Brandstifters zurück — eine Sache, die er nicht schlau eingefädelt hatte. Er war gewissermaßen unschuldig dazu gekommen. Wie die meisten Verbrecher unschuldig hinter Schloß und Riegel kommen. Von den zweihundertsiebzig Strafgefangenen des Zellenhauses II hatten zweihundertneunundsechzig ihre volle Unschuld beteuert. Der einzige, der eine Ausnahme bildete, war vorzeitig entlassen worden, nachdem er überführt worden war, daß er gelogen und die Schuld, deretwegen er hinter vergitterten Fenstern saß, für seine Frau auf sich genommen hatte. Karsten Kieps Umgebung hatte aufgeatmet, als der Mann entfernt war. Es ist eine schlimme Zumutung, mit hartnäckigen Lügnern zusammenleben zu sollen.

Die Schuld an Karsten Kieps Verurteilung trugen die Habsucht des Schneiders Hinnrich Brütt und ein Achtellos der Hamburger Staatslotterie. Karsten Kiep hatte das Los jahrelang mit Hinnrich Brütt gespielt. Bei jeder Ziehung war es als Niete herausgekommen. Das war kein Anreiz, um den Losanteil auf die Minute pünktlich an Hinnrich Brütt abzuführen. Man weiß ja auch, wie es mit dem Geld ist. Bald hat man es für Nötigeres hingegeben, bald ist überhaupt keins im Hause. Der letztere Fall war eingetreten, als Hinnrich Brütt an die Bezahlung der Niete erinnert hatte. Karsten Kiep hätte jeden Eid darauf geleistet, daß er damals gesagt hatte, Brütt möge es auslegen, den Tag darauf werde er seinen Anteil bezahlen. Brütt, der Schuft, hatte es anders dargestellt. Danach sollte Karsten Kiep vor Zeugen gesagt haben: „Minsch, lat mi blot mit dat verdammtig Los taufreden!" Worauf Brütt das Achtellos behalten und tags danach den Haupttreffer darauf gemacht hatte. Man

Digitized by Google

kann sich eben mit Sicherheit nicht einmal auf Nieten verlassen.

Der Schmerz untergrub Karsten Kieps Gesundheit. Die Gelegenheitsarbeiten, mit denen er sich bis dahin das Einerlei seiner Erdentage, bald als Anstreicher, bald als Staker oder Handlanger versüßt hatte, schmeckten ihm nicht mehr. Ein Advokat, bei dem er einen Prozeß wider Hinnrich Brütt anstrengen wollte, hatte ihn ausgelacht. Das ganze Dorf, plötzlich nur von niederträchtigen Menschen bevölkert, machte sich über ihn lustig; ihm blieb zum Schaden der Spott, und die Galle trat ihm ins Blut.

Das übrige hatte sich dann abgespielt, ohne daß er recht wußte, wie. Brütt hatte sich von dem unrechtmäßig erworbenen Gelde ein neues Haus gebaut, und Karsten Kiep hatte den Habsüchtigen gezüchtigt, indem er das Haus eines Nachts ansteckte. Das heißt, er hatte nur gewünscht, daß der eine Teil des Hauses in Rauch aufgehe, der von Rechts wegen ihm gehörte. Mit seinem Eigentum konnte jeder machen, was er wollte.

Der Gerichtshof in Harburg war aber anderer Meinung gewesen. Und außerdem hatte der nächtliche Brand auch Hinnrich Brütts Haushälfte mit verschlungen.

„Wer solche Nacht nicht durchgemacht hat, kann sich keinen Begriff von ihrer Furchtbarkeit machen," sagte der Herr im Wagen. „Sind wir denn wirklich noch richtig?"

Karsten Kiep riß sich zusammen. „Vollkommen!" sagte er. Dabei wurde das hohle Heulen in den Lüften immer stärker. Ein donnerndes Getöse mengte sich darein.

„Das klingt nicht anders," sagte der Herr, wieder seine Karte an die Laterne haltend, „als wenn die Brandung sich am Fuß der Deiche bricht."

Karsten Kiep sah ein, daß er doch zu weit rechts abgebogen war. Die Luft war voll von feuchtem Staub,

Digitized by Google

wenn man den Mund öffnete, spürte man deutlich den Salzgeschmack. Die Küste mußte unmittelbar nahe sein. Karsten Kiep roch Morgenluft. Er saß zum längst erwarteten Sprung bereit.

„So," sagte er, noch ehe der Herr seine Karte richtig entziffert hatte. „Ich muß Sie hier verlassen. Nun müssen Sie sich halblinks halten."

„Aber — aber es geht ja kein Weg ab!" schrie der Herr. Die Wagenräder saßen bis zur halben Höhe im gurgelnden Wasser.

„Aber er kommt, Herr! In wenigen Minuten."

Karsten Kiep klemmte den Mantel zwischen seine Beine. Mit Geschick ließ er sich zur Seite herausplumpsen. „Gun Morgen, Herr!"

„Warten Sie . . .!" klang es hinter ihm her. Der Sturm heulte. Der Herr und sein Kutscher fluchten. Flatternd und knallend schlugen die Luftmassen gegeneinander. Karsten Kiep eilte, ohne sich umzublicken, auf einem schmalen Verbindungsweg dahin, wo kein noch so kleiner Wagen ihm folgen konnte.

Als er sich endlich umsah, war nichts mehr von seinen Fahrtgenossen zu sehen. In jagender Eile zogen über der überschwemmten Marsch die grauen Wolken des neuen Tages.

Karsten Kiep zog sein Nessuskleid vom Leibe. Eine Minute später bedeckte ihn ein brauner Lodenmantel mit herrlichen weiten Taschen und hohem Kragen. Kleider machen Leute.

Das beste aber waren die Taschen. Greift man in eine Urne, in der Lotterielose liegen, erwischt man entweder einen Treffer oder eine Niete. Als Karsten Kiep seine frostklammen Hände in diese weiten Manteltaschen steckte,

Digitized by Google

wußte er, daß er mindestens einen Treffer erwischt hatte. In der rechten Hand hielt er ein säuberlich eingewickeltes Frühstück. In der Linken knisterte Papier.

Das konnte ein Treffer oder eine Niete sein. Wahrscheinlich eine Niete, denn Papiergeld faßte sich anders an.

Er behielt recht. Es war ein offener Brief. Er wollte ihn lesen, wenn ihm die Zeit lang wurde. Alles hatte sein Gutes; nun beschwerte sein Gemüt nicht das Bleigewicht eines Gelddiebstahls. Der Mundraub ging noch hin; der würde ihm bestimmt nicht wie ein Gewicht im Magen liegen — trotz des dreifachen Belages. Es ist entschuldbar, wenn ein Hungriger zwei belegte Stullen auf einmal kaut.

Auch mit der Besitzergreifung des Lodenmantels fand sich Karsten Kiep ab. Erstens paßte er, wie vom Maßschneider gemacht — natürlich nicht von solchem Pfuscher, wie Hinnrich Brütt einer war. Zweitens ist der Mensch zu beklagen, der nicht vergessen kann, was nicht mehr zu ändern ist. Und es war schlechterdings unmöglich, von Reue gepackt, dem Wagen nachzulaufen und den Mantel wieder abzuliefern. Mit dem Laufen ging es gerade so, wie es war; wo sich zur Stunde der Wagen mit seinem fluchenden Insassen befand, konnten die Götter wissen; Karsten Kiep wußte nur, daß er im Zweifelsfalle schwimmen oder auf Grund geraten sein würde. Auch hätte dann Karsten Kiep nackt dagestanden, wie die Einwohner von Afrika, ohne durch deren Sonne entschädigt zu werden, denn sein staatliches Nessuskleid hatte er in Schlamm und Moder versenkt. Niemand, auch er selber nicht, vermochte die Stelle wiederzufinden. Also Unmöglichkeit über Unmöglichkeit, die Lage der Dinge zu ändern.

Je lichter es über den Wassern wurde, umso dringlicher meldete sich in Karsten Kiep das Bedürfnis, sich

Digitized by Google

zu verstecken. Aber wer dem Wüten der Elemente erfolgreich getrotzt hat, spürt Mut in der Brust. Karsten Kiep war entschlossen, sich mit dem neuen Lodenmantel nicht rücksichtslos in den Straßenschmutz zu werfen. Die von Menschen bewohnte Welt sollte ihn wieder den Ihren nennen. Ein Wegweiser hatte ihm verraten, daß Scharns Nepp noch vier Kilometer, Großdöse hingegen nur anderthalb Kilometer entfernt war. Er beschloß, sich auf die Mitbürgerschaft von Großdöse loszulassen, und erreichte das noch im Schlummer liegende Dorf im Dämmerschein. Doch besaß er Demut genug, um sich nicht an eines der stattlichen, unmittelbar an der Hauptstraße gelegenen Gehöfte heranzumachen. Auch im Schmuck eines gutpassenden Mantels ziemt sich Bescheidenheit. Und oft wohnt in Häuschen, die seitab stehen, das Glück.

In einem solchen brannte Licht. Das kleine Fenster zog Karsten Kiep magnetisch an. Vorsichtig drückte er seine Nase an die Scheibe.

Der Anblick, der sich ihm bot, war überraschend; ein Mann mit feingeschnittenem Kopf und großen, mildblickenden Augen, der nichts Bäuerliches an sich hatte, stand in weißen Hemdärmeln vor einem alten, gebeugten Mütterchen, das einen derben Rock in den Händen hielt. Der Mann fuhr in diesen Rock, der ihm zu weit war; dann lächelten beide, der Mann und das alte Frauchen. Nun wandte sich die Alte an den Ofen, vor dem ein Anzug zum Trocknen aufgehängt war, und brachte eine dampfende Kanne auf den Tisch. Karsten Kiep roch den Kaffee durch die Fensterspalte. Sein Wagemut kannte keine Grenzen mehr. In diese Gesellschaft mußte er sich einführen.

Aber durchaus nicht als Bettler. Mit einem neuen Kleide soll man einen neuen Menschen anziehen. Er klopfte auch anders als Bettler klopfen.

Digitized by Google

Die alte Frau öffnete. „Je!“ rief sie. „All wedder einer! Sei sünd hüt all de tweit Besäuk in de Früh.“

„Gun Dag ok, leiwe Fru,“ sagte Karsten Kiep und fragte, ob er für kurze Zeit untertreten dürfe. Dabei schielte er nach dem Mann am Tisch und der braunen Kaffeekanne. Ein gehetzter Mann hört und beobachtet scharf. Der zweite Besuch, hatte die Frau gesagt. Also war ihm schon ein Fremder zuvorgekommen, der auch auf Seitenpfaden wandelte. Das klärte die Lage angenehm. Man braucht nicht aus einem Gefängnis ausgestiegen zu sein, um eine Sturmnacht zu durchwandern und ein einsames Haus aufzusuchen, wo nur ein gebücktes Mütterchen haust. Der kluge Mann baut vor. Und am Ende war der Spitzbart, den der feine Herr trug, angeleimt. Wie oft kam es in der Welt vor, daß eine Kasse nicht stimmte. Kassierer trugen manchmal solche Bärte und hatten wohlgepflegte Hände mit goldenen Ringen. Die einzige Schwierigkeit war, Kassierer zu werden. Durchbrennen war dann leicht.

Das Mütterchen war eitel Geschäftigkeit.

„Wo kamen Sei her? Un wo seihn Sei ut! Is Sei wat passiert?“

Karsten Kiep brauchte nicht viel zu antworten. Er meinte, das sähe ihm wohl jeder an, woher er käme.

Aber keiner sah es ihm an, die Frau nicht und der Fremde nicht, der sich den Kaffee schmecken ließ. Er hatte nur kurz gegrüßt.

Die Frau antwortete, teils sähe man es, teils könne man es sich denken. Das ganze Dorf sei ja auf den Beinen; alle seien nach Scharns Nepp gelaufen, wo die andringenden Wellen den Deich zerbrochen hätten. Ob er neue Nachricht von der Unglückstelle bringe?

Karsten Kiep sagte, es sei alles noch beim alten.

Digitized by Google

Er erfuhr weiter, daß der feine Herr am Tisch erst von ihr von dem Unheil gehört habe und, obwohl er ganz erschöpft von langem Umherirren sei, wolle er durchaus an die Unglückstelle eilen, um mitzuhelfen. Sie habe es ihm vergebens auszureden gesucht. Nun habe er den Rock von ihrem seligen Mann an. Solch feiner Stadtherr! Aber es sei ja richtig, jeder Arm werde gebraucht. Sie habe zwei schlimme Sturmfluten in ihrem Leben mit durchgemacht. Keine aber sei so schlimm gewesen wie die heurige. Damals habe der Deich gewankt, aber er sei nicht gebrochen. Bei Scharns Nepp aber solle er diesmal gebrochen sein. Nun, das wisse er wohl besser?

Karsten Kiep nickte. Er führte ernst den braunen, dampfenden Labetrank an die Lippen.

Dabei dachte er, daß man von dem feinen Herrn lernen könne. Den Rock ihres Seligen würde die alte Frau schwerlich wiedersehen. Er anderseits benötigte Schuhwerk, Kopfbedeckung und Beinkleid. Man brauchte sich nur an dem Rettungswerk zu beteiligen, dann war hier viel herauszuschlagen. Er bemerkte gelegentlich, daß ihm der Nordwest seine beste Mütze vom Kopfe entführt habe; in dem zähen Schlamm wären seine Stiefel stecken geblieben.

Doch das verfing nicht. Die Alte sagte, wenn es dabei bliebe, dann wäre die Sturmflut zu ertragen. Statt dessen bedrohe sie Menschenleben, Hab und Gut, Wiesen und Gehöfte und das arme liebe Vieh. Ganze Dörfer und Kirchen seien schon durch Deichbrüche vom Erdboden weggespült worden. Und nun gar die schönen Strandhäuser in Scharns Nepp!

„Und Sie wollen mich aufhalten?“ rief der fremde Herr. „Seit ich unterwegs bin, fühle ich ein Brausen in der Luft. Ich eilte, denn ich wußte, daß etwas Gewalt-

Digitized by Google

tiges in der Luft lag. Ich hörte das Meer brüllen. Ich sah im Geist die Wassermassen sich auf die Granitblöcke wälzen, die als äußerste Schanze der Deiche aufgestapelt liegen. Das erschaute ich, als ich noch weit drinnen im Lande war. Die Unruhe trieb mich vorwärts ..."

Karsten Kiep hörte ebenso andächtig zu wie die alte Frau. „Soviel schöne Worte," dachte er, „wegen eines guten Rocks!"

Aber dann stutzte er.

„Einmal," fuhr der Fremde fort, „hörte ich hinter mir galoppierende Pferde. Ich glaubte, herrenlose Pferde kämen, und ich wollte mich einem davon auf den Rücken schwingen, um schneller zur Stelle zu sein, wo ich gebraucht würde. Doch es waren Landjäger, die eine Patrouille ritten. Sie suchten einen Verdächtigen."

Karsten Kiep verschluckte sich. Ihm ward immer unheimlicher zumute, je länger der fremde Mann sprach. Er fühlte, daß seine Menschenkenntnis einen Deichbruch erlitt. Der Fremde schien doch etwas Besseres zu sein als ein Kassierer. Und dann wußte er auf einmal, während sich seine Augen weiteten, wer dieser Mann im Spitzbart war: niemand anders als der, nach dem die Dame dreimal „Graf Kornelius!" gerufen, niemand anders als der einzelne Mann, den der Herr gesucht hatte, dessen Reservemantel Karsten Kiep weich und warm umhüllte.

Um ein Haar, und er hätte sich verraten und „Graf Kornelius" geschrien.

Er beherrschte sich; denn das wäre sicher seiner Rolle mißlich gewesen. Er äußerte also kein Zeichen der Verwunderung. Der Mensch sollte sich überhaupt das sich Wundern abgewöhnen. Das ganze Leben besteht ja aus einer Reihe unglaublicher Geschichten.

Der Graf machte Ernst. Er verabschiedete sich. Er trug

Digitized by Google

hohe Schmierstiefel, die ebensowenig zu ihm paßten wie der derbe Rock. Seine Augen glänzten seltsam. Mit guten Wünschen begleitete ihn das Mütterchen bis vors Haus.

Als die Frau zurückkam, erfuhr Karsten Kiep, daß auch die Schmierstiefel aus dem Nachlaß ihres Mannes stammten. Sie befürchtete nichts. Sie habe dem Herrn angesehen, daß es ein vornehmer Mann sei.

„Dat dücht mi ok," sagte Karsten Kiep.

Die Frau erbot sich, ihm die Sachen zu trocknen. Am Ofen hingen die Kleider des Grafen. Aber auch für seine war noch Platz. Doch Karsten Kiep wünschte, sich nicht von dem zu trennen, was er auf dem Leibe trug.

Dafür bat er, sich ein wenig hinlegen zu dürfen. Wenn man die ganze Nacht im Wasser gearbeitet hat, sei das kein unbilliges Verlangen; wenn er sich ausgeruht habe, wolle er auch wieder nach Scharns Nepp gehen. Nur Stiefel müsse er haben.

Da werde sich Rat schaffen lassen, sagte die Frau. Er könne ja den Herrn ablösen, sobald er zurückkomme. Für ein edles Werk seien die Schmierstiefel ihres seligen Mannes gerade gut genug. Schließlich fänden sich auch noch alte Pantoffeln.

Karsten Kiep kam sich vor wie im Märchen. Als er in eine Bodenkammer mit rotkariertem Bett geführt wurde, fand er dort alles von fast beunruhigender Sauberkeit. Aber Karsten Kiep hätte sich in das gelegt, wenn auch vorher sein Todfeind Brütt darin gelegen wäre. Es gibt Augenblicke im Menschenleben, wo man keinen Ekel kennt. Alles zu seiner Zeit, dachte Karsten Kiep.

Nach drei Minuten schlief Karsten Kiep. Gute Nerven sind das beste Ruhekissen. Erst am Nachmittag erwachte er aus seinem Schlaf. Rauhe Männerstimmen drangen an sein Ohr. Schwere Tritte polterten die Stiege herauf.

Digitized by Google

Schweißgebadet fuhr Karsten Kiep in die Höhe. Der Wechsel zwischen Traum und Wirklichkeit war kraß. Deutlich hörte man die Männer in des Hauses Flur auf die Frau einreden, die einmal aufschrie. Karsten Kiep, wie eine Ratte nach der Türe spannend, verstand nur ein paar aus dem Zwiegespräch herausflatternde Worte. Sie genügten, ihn eine Weile gelähmt und mit offenem Munde dasitzen zu lassen. Der eine Mann hatte gefragt, ob die Großmutter ahne, wer der Mensch sei, und dann war unter anderem vom Feueranzünden die Rede.

Das war unzweideutig. Nun kam die Entlarvung! Eines Augenaufschlags Länge liebäugelte Karsten Kiep mit der Dachluke. Dann beschloß er, sich in sein Schicksal zu ergeben. Er hatte eine Nacht im Paradiese gelebt — einen halben Tag lang in einem wundervollen Bett geschlafen — nun nahm das Unheil wieder seinen Lauf. So war das Leben. Ein Fahrstuhl. Bald ist man oben, im nächsten Augenblick geht's in sausender Fahrt in die Tiefe.

Aber das Unheil nahm keinen rasenden Lauf. Die Poltergeister nahmen sich Zeit, und Karsten Kiep, der, auf der Bettkante sitzend, wartete, bekam kalte Füße. Er hatte geglaubt, er wäre über das Wundern hinaus, und nun wunderte er sich doch wieder.

Gab es etwas Wunderlicheres, als daß sich die Schritte der Häscher wieder entfernten? Daß niemand kam und die Kammertür aufriß? Keiner mit Donnerstimme brüte: „Im Namen des Gesetzes ... stah up, Karsten Kiep! Nu hewwen wi di Ströper tau faten kregen!"

Es kommt ja aber auch bei Fahrstühlen vor, daß sie mitten im Lauf stecken bleiben. Das Unheil riß die Kammertür nicht auf. Dafür steckte das alte Mütterchen den Kopf in die Tür und sagte, nun sei geschehen, was sie sich gleich

Digitized by Google

gedacht habe: der feine, fremde Herr sei unter den Anstrengungen in Scharns Nepp zusammengebrochen. Er habe sich zuviel zugemutet. Eben hätten sie ihn ins Haus gebracht. Nachbarn. Und nun wolle sie schnell ein Feuer anzünden. Ob Karsten Kiep auf den Ohnmächtigen derweil aufpassen wolle. Es habe ja nun doch keinen Zweck mehr, daß er noch einmal nach Scharns Nepp gehe. Die schlimmste Gefahr sei schon abgewendet.

Karsten Kiep konnte noch nicht reden. Um ihn summte es. Die Frau hatte recht: die Gefahr war abgewendet. Er brauchte nicht wieder mit der Dachluke zu liebäugeln. Nichts war auf Erden unbedingt sicher, nichts unzweideutig. Dieser Graf Kornelius war ein Glücksbringer. Wer weiß, wozu sie hier zusammengetroffen waren.

Zunächst brauchte der Graf, solange er im Bett lag, keine Hosen und keine Schmierstiefel. Das war sicher. Und mit unsicheren Möglichkeiten rechnete man lieber nicht.

Die Witwe holte Holz. Karsten Kiep durfte sich wieder den braunen Kaffeetopf von der Ofenröhre holen. Es war auch Brot da, und der Graf war in seinem jetzigen Zustand, bleich und reglos, wie er dalag, kein Mitesser. Karsten Kieps Blicke betrachteten ihn und die Brillantringe an seiner Hand. Ein lebendiger Graf, nach dem zwei Kutschen suchten, war an sich schon ein Wertgegenstand und der Arbeit des Betreuens wert. Außerdem mußte etwas mit ihm nicht richtig sein, denn er hatte noch nicht gesagt, wer er sei.

Karsten Kiep erinnerte sich des Briefes in seiner Tasche. Er witterte Zusammenhänge und entfaltete den Brief. Wir treten in viele fremde Leben, ohne anzuklopfen. Mit wachsender Spannung las er:

Digitized by Google

„Heilstätte Riningshof, 2. März.

Hochverehrter Herr Graf!

Sie erhalten diese Zeilen durch Eilboten, so daß sie eher in Ihre Hände gelangen werden als ein Telegramm, das Ihnen weniger erschöpfend den Tatbestand mitteilen könnte. Durch eine unselige Verkettung von Umständen war es Ihrem Herrn Vetter, Graf Kornelius Marne, heute nachmittag möglich, die Anstalt zu verlassen. Erst eine halbe Stunde später wurde sein Verschwinden bemerkt. Während ich dies schreibe, ist fast mein gesamtes Wärterpersonal noch unterwegs, um die nähere und weitere Umgegend abzustreifen. Bis zur Stunde leider ohne Erfolg, da die Leute, von denen sich ein Teil neue Instruktionen geholt hat, angewiesen sind, mich sofort telephonisch zu verständigen, wenn sie auf die kleinste Spur stoßen. Ein schweres Wetter mit heftigen Regenböen erschwert die Nachforschungen beharrlich. Es ist anzunehmen, daß der Umherirrende irgendwo in der Nähe vorm Wetter Unterschlupf gesucht hat. Sein körperlicher und geistiger Zustand gibt, wie ich ausdrücklich betonen möchte, zu keinen ernstlichen Besorgnissen Veranlassung. Wie Sie aus meinen beiden ausführlichen Schreiben ersahen, war bei Ihrem Herrn Vetter eine stetig günstig fortschreitende Besserung festzustellen. Seine Entlassung war eine Frage von Wochen, und Sie erinnern sich, daß ich mich mit Stolz des unerwartet schönen Erfolges, der Frucht langjährigen Hoffens und unermüdlicher Bemühungen freute. Umso peinlicher und schwerer trifft mich sein selbständiges Verlassen der Anstalt. In der letzten Zeit war nichts Unruhevolles an ihm zu bemerken, nur erwartete der Genesende mit Ungeduld den Beginn des Frühlings, als ob er ahnte, daß er ihm die Freiheit nach dem langen unfreiwilligen Aufenthalt bringen sollte.

Digitized by Google

Ich lasse, wie gesagt, kein Mittel unversucht, auf seine Fährte zu stoßen, und hoffe von Herzen, daß diese Zeilen von den Ereignissen in erfreulicher Weise überholt werden — vielleicht sogar schon sind, falls Ihr Vetter den Weg nach Marne gefunden hat. Ihrerseits wäre es andernfalls zweckdienlich, wenn Sie Fräulein von Spreckelsen in schonender Form benachrichtigen wollten, und sei es nur, um die junge Baronesse, die sich noch immer in rührendster Weise um den Genesenden bangt, vor Schrecken zu bewahren. Allerdings scheint ein Entweichen des Grafen in der Richtung auf Stickenstedt so gut wie ausgeschlossen, da ich in der genannten Richtung am gründlichsten suchen ließ.

In vollkommener Hochschätzung

Doktor Beuthien."

„Hett eener sowat beläwt!" Karsten Kiep schüttelte dreimal langsam den Kopf. So etwas kam doch nur in Märchenbüchern vor! Ein aus der Heilanstalt Entsprungener! Und hieß Graf Marne — genau wie der Leutnant der alten zweiten Schwadron, der eines Abends übergeschnappt und im Wagen davongefahren worden war. Ein Doppelspiel gleicher Dinge? Das gab's wohl nicht. Dieser Graf Kornelius da auf dem Sofa und Leutnant Graf Marne war ein und dieselbe Person. Darüber täuschte auch der Spitzbart nicht hinweg.

Aber ein anderes Doppeltsein der Dinge offenbarte der Brief des Doktor Beuthien, so langatmig er, des bösen Gewissens wegen, auch war, kurz und klar: zu ein und derselben Stunde, an ein und demselben Tag, wie das Datum auswies, waren ihrer zwei auf die Reise gegangen: er und Graf Kornelius Marne. Und beide waren sie, ihren Häschern ein Schnippchen schlagend, unter dem gleichen Dach gelandet. Mit solch einem Zufall sollte einer fertig werden. Der schlichte Mensch wußte nicht,

Digitized by Google

daß ein großer Mann den Zufall „Majestät" genannt hatte.

Karsten Kiep hielt mit sich Kriegsrat. Ohne Übereilung; aber gründlich. Wenn jemand an sich denkt, ist er immer ein gründlicher Denker. Die Frage war nun die: Wie ließ sich der Zufall irgendwie nützen? Er bot sich ja nur Narren umsonst.

Den Gedanken, die Rolle des Grafen zu spielen, verwarf er so schnell, wie er ihm gekommen war. Er lachte sich selbst aus; der Einfall war dumm. Ein Esel, der sich in Adlerfedern wälzt, bleibt ein Esel. Aber im Schatten dieses ihm in den Weg geschneiten Gräfleins mußte es sich gut und sicher wohnen lassen. Ein Pflegerposten, weil er zunächst wohl nicht zu umgehen war, konnte nicht übel sein. Einem Grafen geziemte ein verläßlicher Diener. Das goldene Armband am Handgelenk und die kostbaren Fingerringe halfen gewiß über weite Strecken der Zeit hinweg, auch wenn sonst keine anderen Hilfsquellen flossen. Im Notfall würden sie sich ja wohl auch erschließen lassen. Ein Graf, der jahrelang in der teuren Anstalt des Doktor Beuthien gelebt hatte, und den heute noch ein Vetter und die junge Baronesse suchten, „die sich in rührender Weise um den Genesenden" bangte, starb nicht auf dem Trockenen. Er nicht und sein Lakai auch nicht.

Karsten Kiep trank den Kaffee aus. In großen Umrissen stand sein Plan jetzt fertig. Jetzt hatte er nur zwei Sorgen: erstens, daß dem jungen Herrn Grafen Kornelius, der seine Gesundheit so leichtsinnig aufs Spiel gesetzt hatte, ein recht ausgiebiges Krankenlager beschieden blieb; zweitens, daß niemand dahinter kam, wer der Graf sei.

Die Frau seufzte. Sie sagte, es täte ihr so leid, daß sie

Digitized by Google

nicht wisse, wer der feine Herr wäre. Noch keiner in der Gegend habe ihn gesehen. Und dabei solch ein guter Mensch. Nun liege er da, elend, starr und steif.

„Hüt ward dat ok nich anners," lenkte Karsten Kiep ab. Und dann sagte er, es ließe ihm keine Ruhe, er müsse doch noch nach Scharns Nepp. Ein williger Helfer komme nie zu spät. Und er wolle sich draußen nach dem kranken Herrn erkundigen. Er sei ihm gleich so bekannt vorgekommen.

Wo er sich erkundigen wolle? Wo er ihn gesehen habe?

„In Scharns Nepp, in Kurhus tauletzt. Awer ok vördem. Ick glöw, bi minen ollen Herrn in Groten-Hümpel." Karsten Kieps alter Herr war angeblich Baron in Groten-Hümpel gewesen, und nur Grafen und höhere Offiziere hätten bei ihm verkehrt. Damals habe er sich viel Geld gespart. Hier klopfte er sich an die Tasche, und der Brief des Doktor Beuthien tat ihm den Gefallen, geheimnisvoll zu knistern.

So log er munter darauf los, ohne sich zu verausgaben. Etwas Bläue muß ja der Himmel für dringendere Fälle behalten.

Dann schlüpfte er in die Schmierstiefel und entlieh sich eine Schirmmütze und einen Knotenstock. Das Mütterchen legte ihm noch ans Herz, zum Arzt zu gehen, und Karsten Kiep widersprach nicht.

In den Stiefeln ging man gar nicht übel. Sie hoben das Selbstgefühl. Sekundenlang überlegte er, ob er nicht, wie er ging und stand, doch noch nach Holland wandern sollte. Dann dachte er: lieber nicht; erst das heiße Eisen schmieden. Er wollte nur Luft schöpfen und sehen, ob sie ihm zuträglich sei. Dann konnte er ums Abendbrot wieder bei Witwe Boye — so hieß das brave Mütterchen — landen. Vertrauen gegen Vertrauen. Und überhaupt:

Digitized by Google

der Mensch ist nicht in allem so schlecht wie nach manchen seiner Handlungen geschlossen wird.

Die Luft war rein. Der Orkan hatte sich ausgeschnaubt. Eine dichte Menschenwelle drängte sich auf der Dorfstraße, die von Scharns Nepp heranführte. Keiner beachtete Karsten Kiep. Er glich dem Durchschnitt der Männer, wie man sie hier allenthalben sah.

Es waren viel Schaulustige aus den Nachbardörfern unter diesem Menschenknäuel, die sich ansehen wollten, was aus Scharns Nepp geworden war. Aber manche kamen auch von weiter her und hatten sich eine Bahnfahrt nicht verdrießen lassen, zumal sich das Wetter erfreulich aufklärte. Man sieht fast überall in der Welt jedem an der Nasenspitze an, ob er aus der Stadt kommt; solche Leute tragen vor allem keine Schmierstiefeln und fallen auf. Schadenfroh betrachtete Karsten Kiep, der Unauffällige, die gerafften Kleider der Stickenstedter, die sorgfältig über die Pfützen jonglierten. Sie hatten den Zug, der nicht bis Scharns Nepp durchfahren konnte, eine Station früher als sonst verlassen müssen. Ihre Neugier brachte ihnen schlammbespritzte Stiefel ein. Wem das Spaß bereitete, dem sollte man es nicht verwehren.

Karsten Kiep schwamm mit dem Strom. Anfangs war es ihm ein wenig gruselig zumute, einem Gendarm zu begegnen und ihn fast mit dem Ärmel zu streifen. Aber da ihn keiner bösartig ansah, sondern harmlos weiterging, begann er behaglich zu schmunzeln. Er brannte sich einen Zigarrenstummel an, den ein Verschwender weggeworfen, und mischte sich unter eine Gruppe plaudernder Männer. Überall sprach man über die von der Sturmflut angerichteten Verheerungen. In Scharns Nepp mußte es bös aussehen, aber glücklicherweise war das norddeutsche Ostende mit einem blauen Auge davon-

Digitized by Google

gekommen. Der Deich war nicht gebrochen, wenn auch nicht viel daran gefehlt hätte. Vereinte Kraft hatte das Schlimmste abgewehrt. Aber trotzdem blieb genug zu beklagen — Menschenleben und Vieh, und der Nordwest hatte die Dächer der Hotels abgedeckt.

Karsten Kiep sah und hörte, daß es für die Leute Wichtigeres gab, als sich wegen eines entlaufenen Strafgefangenen aufzuregen.

Es gibt viele Lagen, wo es angenehm ist, nicht im Mittelpunkt des Interesses zu stehen. Und der eine, der an Karsten Kieps Schicksal besonderen Anteil genommen hatte und dem er auf zehn Zentimeter nahe rückte, als er sich von ihm Feuer für seinen Zigarrenstummel ausbat, ahnte nicht, mit wem er die Ehre hatte: das war Provisor Dultz, der von Stickenstedt mit der Bahn gekommen war. Er ließ sich von Karsten Kiep den nächsten Weg nach der Unglücksstelle zeigen, bedankte sich mit einer neuen Zigarre und sagte: „Das war keine schöne Nacht für Sie, alter Freund, nicht wahr?"

„Ja, ja," erwiderte Karsten Kiep. „Dat hew ick nahgradens ok markt, leiwer Herr!"

Übertriebene Furchtlosigkeit kann in Übermut ausarten. Karsten Kiep zog sich bei guter Zeit zu Mutter Boye zurück. Er war des Erzählens voll. Eine Lüge läßt sich ebensogut erzählen als etwas, das sich wahrhaft zugetragen hat. So erfuhr Witwe Boye, daß kein Arzt zu finden gewesen sei, weil jeder mehr als er zu leisten vermöge, zu tun habe. Übrigens könne man auch ohne Arzt gesund werden. Allerdings nur bei guter Pflege. Karsten Kiep wolle nicht von der Seite des Kranken weichen, bis er wohlauf sei und ihn fortschicke. Wegen der Bezahlung brauche sie sich keine Sorgen zu machen. Nur gegen jedermann solle sie still schweigen. Zufällig habe er in Scharns

Digitized by Google

Nepp seinen alten Baron aus Groten-Hümpel getroffen. Die Zigarre, die er gerade rauche, sei ein Geschenk von ihm. Der habe ihn beschworen, den Grafen Marne nicht zu verlassen.

Das Mütterchen riß die Augen auf. Dann sagte sie, das habe sie sich gedacht, daß der Herr etwas Vornehmes sein müsse. Aber ein Graf, daran hätte sie gewiß nicht gedacht.

Karsten Kiep beschwichtigte sie. Es werde ihr Glück sein, wenn sie den Herrn gesund pflege. Er habe die Einsamkeit aufgesucht — es scheine da etwas von einer Heirat in der Luft zu liegen, der der Graf habe entgehen wollen. Aber er, Karsten Kiep, dürfe nicht mehr sagen, als der Herr Graf zu sagen für gut befände, wenn er erst selber wieder den Mund auftun könne.

Phantasie ist alles. Nicht nur beim Romanschreiber. Wer sie richtig in Bewegung setzen kann, hat gewonnenes Spiel.

Nach einigen Bedenklichkeiten erklärte sich dann auch Mutter Boye bereit, dem Grafen mit allem, was in ihren Kräften stände, zu helfen. Karsten Kiep mußte nur noch erklären, wes Geistes Kind denn er eigentlich wäre. Es gibt auch andere Frauen als Elsa von Brabant, die auf Namen und Herkunft erpicht sind. Karsten Kiep hatte das kommen sehen; nun war es so weit, daß er ein gut Teil Blaues vom Himmel herunterflunkerte. Er erklärte, in der Taufe den Namen Krischan Korts erhalten zu haben. Der Baron auf Groten-Hümpel aber habe ihn Franz genannt und tue das heute noch. Dabei blies Karsten Kiep einen großartigen Rauchring aus der Zigarre in die Luft, die er von eben demselben Baron als Zeichen alter Anhänglichkeit erhalten haben wollte. Artig fragte er, ob der blaue Dunst auch nicht Mutter Boye störe.

Digitized by Google

Nein, er störte nicht. Der selige Boye habe auch bei Lebzeiten viel blauen Dunst gemacht. Und zwar „ut de Pip".

Es soll vorkommen, daß es doch Tag wird, auch wenn der Hahn nicht kräht. Aber es war in Stickenstedt noch nicht vorgekommen, daß es Frühling wurde, bevor Konrektor Valentin Strohsal sein erstes Frühlingsgedicht von sich gegeben hatte.

Sobald es im „Kreisblatt" stand, waren dem Frühling Tür und Tor geöffnet. Nicht lange, und dann strichen zwitschernd die ersten Schwalben um die Giebel, pfiffen die Finken im Birnbaum und bedeckten sich die Weißdornhecken im Garten der Johann Friedrich Rimkhoffschen Apotheke zum Sachsenroß wie von Konditorhand mit schneeigen Blüten. Der Himmel wurde wolkenlos, Fenster und Herzen wurden aufgetan, rote Betten gelüftet, Blumenbeete abgedeckt und instand gesetzt.

In den Marschen hatten sich die Wasser verlaufen, wenn auch noch lange nicht ganz. Provisor Dultz war nie Soldat gewesen, aber er sagte, so sähe ein Schlachtfeld aus.

„Ohne daß man," fügte der gewesene Oberleutnant Geigenstriker hinzu, „mit der Braut von Korinth sprechen kann: ‚Opfer fallen hier, weder Lamm, noch Stier'. Denn gerade in den Viehställen hat ja der mörderlichste Kampf getobt."

„Wobei wir die Menschenopfer nicht vergessen wollen!" sagte Doktor Heins, der jetzt immer ernster als sonst an den Stammtisch kam. Er pflegte Arbeitsüberbürdung vorzuschützen, wenn er sich empfahl, und tatsächlich mußte er auch den alten Kreisarzt Doktor Unschlitt vertreten.

„Ich denke, ertrunken ist nur der Wirt des Kurhauses?" fragte Herr Geigenstriker. „Sein Mißgeschick ist tragisch,

Digitized by Google

aber auch eine heilsame Lehre für alle Weinpanscher. Die Sturmflut überraschte ihn im Keller, wo er gerade heimlich seinen Wein taufte. Er hatte zugeriegelt und konnte die Tür nicht wieder öffnen."

„Ein Opfer seines Berufs!" meckerte Apotheker Rimkhoff, der zwischen Konrektor Strohsal und dem Pastor an der anderen Seite des Tisches saß. Pastor Müller schüttelte mißbilligend den Kopf. Er meinte, es wäre nicht schön, daß sich der Witz überall einnistete, wo er einen Schlupfwinkel fände. Leider müsse er das hier hören.

Konrektor Strohsal bemerkte, in allen Dingen käme es darauf an, den richtigen Platz zu finden. Sein Gedicht vom letzten Sonntag, das die Herrschaften wohl gelesen hätten, sei sehr unvorteilhaft untergebracht gewesen. Es habe unmittelbar unter einem Steckbrief gestanden.

„Den habe ich mit Vergnügen gelesen," gestand Provisor Dultz ehrlich.

Der Konrektor erwiderte, es sei ihm unerfindlich, wie man einen Steckbrief mit Vergnügen lesen könne. Zumal im genannten Fall, wo es sich, soweit er sich entsinne, um einen Brandstifter handle.

„Das ist es ja! Sie haben ganz recht. Es war der Steckbrief hinter dem Brandstifter Kiep, der bisher, obwohl mit allen Hunden gehetzt, noch nicht ins Garn gegangen ist."

Der junge Geigenstriker lachte. „Der Brandstifter des Herrn Dultz!"

„Oder wenigstens mein Flüchtling. Die Herren brauchen mich nicht entsetzt anzusehen. Ich stecke zwar nicht mit Herrn Kiep unter einer Decke, aber ich habe mit Herrn Major Dudde vor vierzehn Tagen hier am Stammtisch gewettet, daß man den Mann nicht erwischt, während der Herr Major dagegen wettete. Heute ist die Frist, bis zu der dieser Kiep gefaßt sein mußte, wenn ich die Wette

Digitized by Google

gewonnen haben wollte, abgelaufen. Ich denke, wenn der Herr Major kommt, wird er die Wette durch Spendieren der vereinbarten Runden Grog zum Austrag bringen."

Oft nimmt sich eine Sache, wenn sie Farbe bekommt, freundlicher aus. Nun erinnerten sich alle, von dem Entsprungenen seinerzeit gelesen zu haben; das Geschehnis an und für sich war ja nicht welterschütternd. Im Kino, das zweimal in der Woche die Augen der Stickenstedter auf die Flimmerleinwand bannte, hatte man mehr als eine verwegene Flüchtlingsszene in allen Phasen miterlebt. Aber es war zweierlei, ob einer in der Sträflingsjacke aus dem Bagno floh und in die Berge einer exotischen Republik entkam, oder ob sich der Vorgang in einem geordneten Gemeinwesen, wie es der Kreis Stickenstedt, Gott sei Dank, war, abspielte.

„Gesindel hat immer Helfershelfer," äußerte der Konrektor. „Meist kennt solch ein Apache ein liederliches Frauenzimmer, das ihm Unterschlupf gewährt. In der Beziehung ist Hamburg ein ziemlich sicherer Hafen."

Der Apotheker stimmte zu. In solcher Hinsicht hätten sich Hafenstädte nichts vorzuwerfen. Anderseits könne man Gift darauf nehmen, daß jeder Verbrecher zu guter Letzt die bittere Pille, die er sich gedreht habe, auch hinunterschlucken müsse.

Pastor Müller warf ein, der Mann könne auch vom Wege geraten sein; der Landjägerfeldwebel Hokannsdotter, der gestern bei ihm sein Töchterchen zum Konfirmandenunterricht angemeldet habe, sei der Ansicht, der Flüchtling sei ertrunken.

Worauf der Konrektor dichterisch fein bemerkte, wenn sich über einen die Wogen geschlossen hätten, sei das Kapitel zu Ende. Er für seine Person werde, vorausgesetzt,

Digitized by Google

daß man ihn einlüde, an der Austragung der Wette in Form einer Grogrunde jedenfalls nicht teilnehmen.

„Sie haben im Grog ein Haar gefunden," sagte Johann Friedrich Rimkhoff leise zu ihm. „Wir sind doch kein junges Mädchen." Und fast flüsternd fuhr er fort: „Der Junge ist inzwischen nicht weniger als sechs- oder siebenmal dagewesen. Ich habe ihn gehörig ins Gebet genommen."

Hinter dem schwarzgeränderten Zwicker des Konrektors blitzte es. „Das ist kaum zu glauben! Unmöglich!"

Apotheker Rimkhoff zuckte mit der Schulter. „Tatsache bleibt Tatsache. Er gestand alles ein, allerdings erst, nachdem ich ihm versprach, sein Geständnis der Auftraggeberin nicht zu verraten. Immer schickt sie denselben Burschen. Sein Vater ist Kutscher. Die Generalin kommt nicht in Betracht. Es ist Baronesse Herta. Allerdings muß man zugeben, daß sie jetzt besonders hart vom Schicksal heimgesucht wird. Es kann ja niemand mehr daran zweifeln, daß der unglückliche Graf Kornelius gleichfalls in jener Schreckensnacht umgekommen ist. Er wird sein Grab im Wasser gefunden haben. Das wollte auch Doktor Heins sagen, als er vorhin von Menschenopfern sprach. Sie wissen, daß Doktor Heins die Baronesse tief verehrt."

„Schweifen wir nicht ab! Auch das größte Herzeleid rechtfertigt nicht, daß eine Dame der ersten Kreise, die hochgebildet ist, zu derartigen Mitteln greift. Sie trinkt. Um die traurige Tatsache kommt man nicht herum!"

„Wenn es wenigstens nicht der starke Jamaikarum wäre ..."

„Pscht!" machte der Konrektor, denn die anderen Herren wurden stutzig. Geheimniskrämerei befremdet. Das Eintreten des Majors Dudde unterbrach das Ge-

Digitized by Google

spräch. Der ehemalige Bezirkskommandeur und jetzige Kreissekretär nahm ohne weiteres an, daß man über seine Unpünktlichkeit Aufklärung verlange. Er rollte mit der Entschuldigung näher, daß er, ganz in seine Sammlung vertieft, die Zeit verpaßt habe. Jeder wußte, daß er ein leidenschaftlicher Schmetterlingsammler war. Wer hatte nicht sein Steckenpferd? Und auch das mit dem „Näherrollen" stimmte. Wenn es richtig ist, daß sich alle Schöpfung und Schönheit dieser Welt in der Gestalt der Kugel vollendet, dann durfte Major Dudde für eine vollendete Schönheit gelten.

Die jüngeren Herren wandten sich ihm sogleich zu, und er mußte, noch atemlos, zugeben, daß die bewußte Wette von ihm verloren und somit fällig sei. Er war kein Unmensch; die Austragung konnte also sofort beginnen.

„Wenn es Ihnen recht ist," schlug er vor, „lasse ich — schon dem Karnickel unserer Wette zu Ehren — eine Feuerzangenbowle brauen; das wäre mal was anderes als Grog."

Das Gespräch entwickelte sich behaglich.

Nur Valentin Strohsal und Johann Friedrich Rimkhoff schnitten noch immer Gesichter, als wenn sie von einem Leichenbegängnis kämen.

Sie sprachen von Eau de Cologne. Der Konrektor sagte, mancher habe seinem Laster schon mit Eau de Cologne gefrönt.

Auch Vererbung spiele gern mit, meckerte der Apotheker leise. Die Schwäche des verstorbenen Herrn von Spreckelsen sei, wie erinnerlich, seine Trinkfestigkeit gewesen.

Valentin Strohsal nickte. Vererbung sei immerhin möglich, ja in diesem Falle als nahezu sicher anzunehmen.

Digitized by Google

Er zweifle nicht, daß man es hier mit Vererbung zu tun habe.

„Sie brechen wohl gerade über jemand den Stab?" fragte Major Dudde. „Ich schnappte versehentlich das Wort ‚Trinkfestigkeit' auf."

Der Konrektor erwiderte, über Anwesende sei selbstverständlich nicht gesprochen worden.

Offenheit ehrt. Der Major lachte. „Dann ist ja alles gut. Die Bowle hoffentlich auch. Früher warf mich keine so leicht um. Jetzt, wo ich mich nicht mehr zur Jugend, höchstens noch zur Jeunesse doublée rechnen darf, nippe ich selten einen guten Tropfen. Und Bowlen sind in meinem trockenen Leben wahrhaftig Oasen."

Da wurde auch schon das rote, dampfende Ungetüm hereingetragen.

Pastor Müller sagte lächelnd, es stehe statistisch fest, daß mehr Menschen an den Oasen erschlagen würden, als in der Wüste umkämen.

„Ja, die Statistik!" sagte Herr Geigenstriker. „Man kann alles statistisch beweisen und in Prozenten ausdrücken."

„Ach, lassen Sie jetzt bloß solche Geschichten weg!" wehrte der Major ab. „Jetzt ist die Hauptsache, daß hier nicht zu viel Prozent Wasser herumschwimmt." Er tauchte den Schöpflöffel tief ein.

„Ich für meine Person muß leider danken," wehrte Konrektor Strohsal ab, als sein Glas an die Reihe kommen sollte. „Wenn der Mensch wirklich ertrunken ist, der zu der außergewöhnlichen Wette Veranlassung bot . . ."

„Wer sagt denn das?" Der Major hielt den Schöpflöffel still. „Glauben Sie doch das nicht, verehrter Herr Konrektor! Der Mann hat sich nur nicht erwischen lassen. Die Stickenstedter hängen ebensowenig einen wie die

Digitized by Google

Nürnberger, wenn er sich nicht kriegen läßt. Ich wette, er sitzt jetzt in einem Winkel, der so mollig ist ..."

„Nun wettet der Herr Major schon wieder! Das ist unverbesserlicher Leichtsinn," stellte der Pastor fest. Und er nahm sich der Sache des Konrektors menschenfreundlich an. „Da es sich um keine Grogrunden handelt, sondern um eine delikate Feuerzangenbowle, die lieblich duftet, hat sich ohnehin erledigt, was Sie uns androhten."

„Wirklich?" Der Konrektor lächelte ein wenig verlegen, aber er war doch recht froh, daß er nicht beim Wort genommen wurde. Er sah ein, daß er einen voreiligen Fehler begangen hatte, wie er ihn in den Heften seiner Schüler rot anzustreichen pflegte.

„Wenn Sie denn also wirklich meinen, Herr Major ..."

„Prosit!" sagte Major Dudde und schwenkte sein Glas in der Runde. „Ihr Wohl, sehr geehrte Herrschaften!"

Der Pastor fragte den jungen Geigenstriker, ob er sich schon einigermaßen im lieben Stickenstedt eingewohnt habe.

„Ich denke ja. Ich scheine hier gut aufgehoben zu sein."

„Wie in Abrahams Schoß," bekräftigte Major Dudde.

„Man muß die Kleinstadt nur verstehen lernen," sprach der Pastor weiter, „dann tut einem die Mimikry nicht leid, die man allgemach durchmacht."

„Ah! Richtig! Mimikry!" rief der Major. „Sich anpassen wie 'n Schmetterling oder wie 'ne Raupe!" Und nun war er in seinem Fahrwasser. Er erzählte, in Brasilien gäbe es eine Sphingidenraupe, die mit ihrer Vorhand täuschend den Kopf einer Schlange nachahme.

„Ein schlimmes Zeichen von Verstellung," meinte der Pastor.

„Aber in jedem Falle," setzte Provisor Dultz hinzu, „angenehmer als das Gegenteil."

Digitized by Google

„Brasilien!" Valentin Strohsal sah schwärmerisch zur Zimmerdecke. „Auch ein Sehnsuchtsland für jeden Dichter!"

„Jeder von seinem Standpunkt," sagte der Major. „Ich sehne mich wieder nach den brasilianischen Schmetterlingen. Von den Herren hat wohl niemand zufällig Verbindung mit Brasilien?"

„Ach, wir wären schon zufrieden, wenn wir eine anständige Verbindung nach Hamburg hätten!" meckerte der Apotheker und freute sich noch lange über seinen guten Witz. Der Name Hamburg weckte allenthalben Erinnerungen. Die Bowle lockerte sie auf, hauchte sie an und sättigte sie mit ihrem Dufte.

Und sie waren auch gewürzt wie das Getränk. Doktor Heins, der so lange still gewesen war, redete, und Konrektor Strohsal sah über den Rauch seiner Zigarre hinweg träumerisch ins Leere. Er glaubte, vor seinen Augen werde ein buntes Kaleidoskop geschüttelt; die Bilder ließen sich immer wieder unter einem neuen Winkel zum Licht wenden.

Provisor Dultz sagte, man vermute, der entflohene Bösewicht habe in Hamburg Unterschlupf gefunden.

„Warum nicht? In der Großstadt fühlt sich das Gesindel am wohlsten."

Valentin Strohsal brach seine Träume ab. „Das heißt," sagte er, „ich brachte zum Ausdruck, daß ein Apache häufig zu verworfenen Frauensbildern Beziehungen unterhält. Es läßt sich doch nicht beschönigen, daß die Großstadt ein rechter Sumpf ist."

„Natürlich nur bildlich," erwiderte der Major lächelnd und füllte die geleerten Gläser. „Während wir hier buchstäblich einsinken können."

Der Konrektor wechselte einen Blick mit dem Apo-

Digitized by Google

theker. Er sagte, auch in Stickenstedt gäbe es Abgründe, von denen sich zu gegebener Stunde zu sprechen lohne.

In den Augen Doktor Heins flammte es auf, und der Konrektor schwieg.

Was man nicht wisse, mache einem nicht heiß, sagte der Major. Aber daß er recht habe, sei doch durch die Katastrophe von Scharns Nepp erwiesen. Um ein Haar sei Graf Thomas Marne mit seinem Kutscher ertrunken.

Doktor Heins wurde gefragt, ob er wisse, wie es ihm ginge, doch der konnte keine bestimmte Auskunft geben. Er war weder auf Marne, noch sonst auf den benachbarten Gütern Hausarzt.

„Aber Sie kommen doch mit Sanitätsrat Unschlitt eher einmal zusammen. Graf Thomas Marne soll doch schwer an Lungenentzündung erkrankt sein?"

Doktor Heins mußte das bestätigen, blieb aber einsilbig.

„Schade, daß Sie nicht auf dem Stadtgut nach dem Rechten sehen," sagte Konrektor Strohsal.

Doktor Heins fragte, wie er das meine.

„Ach, ich meine nur so. Fräulein von Spreckelsen soll doch recht unglücklich sein. Ich dachte, Sie wüßten, wie sie sich mit ihrem Schicksalschlag abfindet."

Doktor Heins schwieg, aber auf seiner Stirn entstanden unmutige Falten.

Der Apotheker räusperte sich. „Es bleibt ein großes Unglück."

Nun wurde wieder von Graf Kornelius Marne gesprochen. Es könne kein Zweifel bestehen, daß ihm ein Unglück widerfahren sei. Alle Nachforschungen waren erfolglos geblieben.

„In der Heilstätte Riningshof müssen übrigens schöne

Digitized by Google

Zustände herrschen," sagte der Konrektor. „Eine geschlossene Anstalt mit offenen Türen müßte staatlich geschlossen werden. Übrigens ist dem Unglücklichen am Ende wohl. Er ist aus einer Nacht in eine andere gegangen. Und vielleicht war das nicht die größere. Ich glaube nicht daran, was man jetzt behaupten möchte, daß sich sein unheilvoller Zustand gebessert hätte."

Es erhob sich Widerspruch. Diesmal beteiligte sich auch Doktor Heins an den aufgeworfenen Fragen. Das Gutachten des Doktor Beuthien in Riningshof dulde keine abfällige Kritik, sagte er mit entschiedener Schärfe.

Major Dudde glättete die Wogen. Mit dem Schöpflöffel. Er erinnerte daran, daß eine Feuerzangenbowle heiß getrunken werden müsse.

Valentin Strohsal und Rimkhoff hatten das Gefühl, daß ihnen die Stimmung nicht günstig war; sie beschlossen, ihre Entdeckung noch für sich zu behalten. Sie wünschten, keine Bowle mehr zu trinken. Wer nicht beglücken kann, hat auch kein Anrecht darauf, beglückt zu werden.

Erst als sie gegangen waren, taute Doktor Heins auf. Er sagte, er wisse ganz genau, was die beiden nicht ausgesprochen hätten.

„So reden Sie doch ruhig," ermunterte Major Dudde freundlich.

Aber Doktor Heins philosophierte nur. „Was sind das für Leute! Über die Gardinen weg spähen sie einem ins Zimmer; man fühlt ihre Blicke im Rücken. Die Frau Konrektor verläßt fast nie ihr Haus und weiß doch alles, was im Städtchen geschieht. Und wie sie, sind hier noch viele. Sie ahnen alles, sie bemerken alles, sie wissen alles. Ach, lieber Geigenstriker, was glauben Sie, wieviel Menschenglück hier schon giftigen Zungen geopfert wurde? Das ist eine andere Art von Brandstifterei. Sie waren doch

Digitized by Google

im Stadtgut, Geigenstriker; die Frau Generalin und ihre Nichte müssen Ihnen gefallen haben, nicht wahr?"

„Mein Besuch dort war nur kurz. Die Generalin, eine liebenswürdige Dame, erzählte viel von den Missionen in Afrika ..."

„Ach ja, die Gute!" bemerkte der Major. „Sie strickt immerzu Strümpfe für die Kannibalen. Ich glaube, es gibt keinen Negerknaben im schwarzen Erdteil, der noch nicht ein Paar Strümpfe von der Generalin tom Suden an den Füßen gehabt hat."

„Fräulein von Spreckelsen ist eine Schönheit," fuhr Herr Geigenstriker fort. „Eine seltene Erscheinung in ihrem mattblonden Haar."

„Ja, das Haar!" äußerte Doktor Heins schwärmerisch. „Einer hat einmal behauptet, es reiche bis zum Boden, wenn sie es löse. Gesehen hat es dieser eine selbstverständlich ebensowenig wie Sie und ich. Aber ich glaub's! Ich glaub' es gern. Und wissen Sie, daß man sie eitel und hochfahrend nennt! Das ist ja alles Unsinn. Sie sieht einen mit kühlen Augen an ... wissen Sie, etwa so, wie es im ‚Fischer' heißt: ‚Kühl bis ans Herz hinan'. Aber kühl ist auch nicht der richtige Ausdruck. Es hat eine Zeit gegeben, da es heiß aus diesen Augen schlug ... Graf Marne, nicht wahr? Ich sehe ihn noch vor mir, denn ich kam damals als Unterarzt hierher. Er war ein Mensch mit ruhigen, tiefen, blauen Augen. Das andere ist kurz erzählt. Sie liebten einander, weil sie für einander geschaffen waren. Und dann kam's doch anders!"

Alle saßen stillschweigend. Major Dudde zerdrückte seine Zigarette.

„Ein großes Unglück ..."

„Nie sprachen Sie davon," sagte Provisor Dultz leise. „Von anderen sollte ich nun alles erfahren."

Digitized by Google

Doktor Heins schüttelte den Kopf. „Sie wissen noch nicht alles. Sie wissen nur, daß Graf Marne damals krank geworden ist. Das geschah nicht ohne fremde Schuld. Graf Marne war nicht begütert. Thomas Marne wurde wider Erwarten mit der Erbschaft des Stammgutes bedacht, Graf Kornelius ging leer aus. Geklatscht wurde damals schon. Schlechte Menschen verschrien ihn als Mitgiftjäger. Oberst Spreckelsen hing am Geld und wollte keinen armen Schwiegersohn. Das nahm sich Graf Marne zu Herzen."

Wieder blieb es eine Weile still. Provisor Dultz sah bekümmert vor sich hin. Er dachte an den Spruch auf seinem froschgrünen Aschenbecher. „Dann mußte er freilich verzweifeln."

„Der alte Spreckelsen hat's nicht lange überlebt. Die Tochter aber trägt heute noch schwer daran."

„Ja! Dann versteht man vieles."

„Auch an mir, nicht wahr? Meine Abneigung gegen die Klatschsucht der Leute, die es nicht stört und kümmert, wenn sie geschäftig ein Leben zuschanden sticheln."

Major Dudde füllte die Gläser. „Sie glauben nicht, wie ich Fräulein von Spreckelsen verehre. Jeder muß sie tief bemitleiden."

„Ich werde sie morgen besuchen," sagte Pastor Müller. „Die Ungewißheit, was aus Graf Marne geworden ist, wird sie herzzerreißend foltern."

Der Zweck einer von Major Dudde angesetzten Feuerzangenbowle konnte nicht darin liegen, daß man über Gemeinplätze stolperte.

Als jetzt auch noch Herr Geigenstriker von „unbeschreiblicher Pein" und einer „Summe von Schreck und Jammer" zu faseln begann, schlug der alte Major, der sonst keiner Fliege ein Leid tat, höchst kriegerisch auf den Tisch

Digitized by Google

und donnerte: „Herrschaften ... nu ist aber des Heulens und Zähneklapperns genug! Wer uns hier sieht, muß ja denken, wir sind zu einem Leichenschmauß zusammengeraten. Kopf hoch, lieber Doktor!"

Und er hob das Glas. Solche Stimmungen ließen sich am besten glasweise hinunterschlucken.

Provisor Dultz pflichtete dem Major bei. „Nicht verzweifeln!" sagte er. Kein Mensch dürfe sich die letzte Hoffnung nehmen lassen. Und was dem einen recht sei, sei dem anderen billig.

„Wie meinen Sie denn das?"

„Ich meine ... wir waren uns doch einig, daß unser Brandstifter Kiep höchstwahrscheinlich irgendwo in einem molligen Winkel gelandet ist. Dann ist es recht und billig, daß auch das Schicksal des Grafen Marne eine erfreuliche Lösung gefunden hat."

„Mir aus der Seele gesprochen!" Major Dudde war nahe daran, den Brandstifter hochleben zu lassen. Aber er sagte nur: „Ich bin, wie Sie wissen, kein Unmensch. Er soll also in Gottes Namen durchgekommen sein!"

„Prosit!" Man hob die Gläser. Und dann schwebte ein Engel durch den Raum. Wenn sich aber der Geist von Karsten Kiep in diesen Engel geflüchtet hätte, würde er gesagt haben: „An mi schallt jedenfalls nich liggen!"

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Abnormitäten

Von Dr. Otto Siewers / Mit 16 Bildern

Vor kurzem starben in Amerika die zusammengewachsenen Zwillinge Josepha und Rosa Blaczek. Sprach man von diesen „Doppelmenschen", die als „Spezialitäten" fast in der ganzen Welt umhergereist sind, dann nannte man sie kurzweg die „siamesischen Zwillinge". Richtig aber hätten sie als böhmisches Paar bezeichnet werden sollen, denn ihre Heimat war Skreychow in Böhmen, wo sie 1878 als Kinder einfacher Leute zusammengewachsen zur Welt gekommen waren. Sie wurden in ihrer Jugend dem französischen Impresario Forbé überlassen, der sie zuerst in Paris dem staunenden Publikum vorführte und sie dann weiter durch Europa geleitete und zur Schau stellte. Nun sind sie beide gestorben. An einer der Schwestern mußte eine Operation vorgenommen werden, die sie nicht überstand. Damit war auch für die andere die letzte Stunde gekommen.

Eine unserer Abbildungen zeigt eine der Schwestern mit ihrem Kind. Offenbar nur deshalb, weil es romantischer anzuhören war und die Geschichte mit interessanten Zügen auszugestalten ermöglichte, ist berichtet worden, die Zwillinge hätten sich in der Absicht, endlich voneinander getrennt ihr weiteres Dasein zu verbringen, einer schweren Operation unterzogen. Die Art ihrer organischen Verbindung war jedoch so beschaffen, daß ein chirurgischer Eingriff zum Zwecke der „Scheidung" gar nicht vorgenommen werden konnte. Der Anblick der Zwillingsgeschwister Blaczek war besonders überraschend, als sie noch jung waren. Auf den ersten Blick glaubte man zwei

Digitized by Google

nur in der Hüftgegend zusammengewachsene Mädchen vor sich zu sehen, in Wirklichkeit gehörte jedoch zu den beiden Oberkörpern nur ein einziges Becken, an dem sich wieder vier Beine befanden. Diese Doppelmenschen waren also nur dem oberflächlichen Eindruck nach zwei vollkommen entwickelte Wesen. Genau betrachtet konnten nur die Oberkörper der beiden als normal gelten, soweit sie über den Hüften lagen. Und dann besaß jede wieder zwei Beine mit normal gebildeten Füßen und Zehen. — Arme, Hände, Finger und die Köpfe waren wohlgestaltet und wirkten erst mit zunehmendem Alter und dem durch zu geringe Bewegung entstandenen Fettansatz etwas kurz. Es war also undenkbar, die Zwillinge voneinander zu trennen; die Kunst der Chirurgen fand hier keine Möglichkeit, die von Natur gegebene Verwachsung zu lösen. Auch daran

Die zusammengewachsenen Zwillingsmädchen Rosa und Josepha Blaczek im Alter von fünfzehn Jahren.

Digitized by Google

bestand kein Zweifel, daß keines dieser Doppelwesen das andere überleben konnte. Der Tod mußte gemeinsam, wenn auch nicht unmittelbar zu gleicher Stunde, erfolgen. Übrigens geschah es nicht zum erstenmal, daß solche von Geburt dauernd aneinander gefesselte Doppelgeschöpfe beide an den Folgen eines notwendig gewordenen ärztlichen Eingriffes, der nur den einen Teil betraf, gemeinschaftlich sterben mußten. Es ist aber auch vorgekommen, daß nach der Operation eines dieser miteinander verwachsenen Zwillinge der andere Teil am Leben blieb.

Josepha und Rosa Blaczek sind übrigens nicht die letzten „siamesischen" Zwillinge gewesen. In San Antonio in Texas leben zwei Doppelwesen, die sechzehnjährigen Schwestern Violet und Daisy Hilton, deren Körper vom Becken bis zum Halse miteinander verwachsen sind. Auch diese Zwillinge können durch eine Operation nicht getrennt werden. Violet, eine Brünette, ist von ernster Gemütsart; Daisy, die blonde Schwester, ist heiteren Wesens. Ob man sie zur Schau stellen wird, ist fraglich; bis jetzt haben die Eltern alle noch so verlockenden Angebote abgewiesen.

Spricht man heute von solchen Monstrositäten, so gebraucht man dafür die Bezeichnung „siamesische Zwillinge" im Sinne eines fast jedermann verständlichen Schlagwortes. Zwei aus Siam stammende Doppelmenschen waren in einem langen Leben zu ungewöhnlicher Popularität gelangt. Als Zwillingspaar einer aus Siam stammenden Mutter und eines chinesischen Vaters waren sie 1811 geboren worden. Sie wären nach Landesbrauch nach der Geburt als Krüppel ausgesetzt und ihrem Schicksal preisgegeben worden, wenn ein siamesischer Priester sich ihrer nicht erbarmt hätte. Er brachte die Mutter dazu, sich ihnen nicht zu entziehen, und so wuchsen

Digitized by Google

sie heran. Mißgeburten werden in China noch heute mit einem Gemisch von abergläubischer Furcht, aber doch auch mit Neugier betrachtet; so kam es, daß Chang und Eng Bunker, wie die Zwillinge hießen, eines Tages auch nach Meklong kamen. Dort erregten sie das lebhafte Interesse von zwei Amerikanern; es waren weitgereiste Schiffskapitäne, die sofort begriffen, daß mit der Schaustellung dieser „siamesischen Wundergeburten" auf leichte Weise Geld zu verdienen sei. Die Kapitäne Coffie und Hunter boten der armen Siamesin Geld und segelten mit den Zwillingen ab. Zunächst bereisten sie die größeren Städte in den Vereinigten Staaten und ließen dort die halbwüchsigen Knaben für Geld sehen. Da das bloße Begaffen der zusammengewachsenen, vernachlässigten und halbwilden Siamesen auf die Dauer zu langweilig geworden wäre, unterrichtete man sie in allerlei Künsten. Sie lernten tanzen, Ball schlagen, schwimmen, zeichnen und musizieren. Wie es auch in früheren Zeiten das Schicksal ähnlicher Mißgeburten war, entwickelten sich auch Chang und Eng Bunker, so gut es ging, zu „Spezialitäten", zu Artisten. Sie spielten Flöte und Violine. Und es geschah auch hier, was sich zuvor oft schon begeben und auch später unter ähnlichen Umständen wiederholt hat, die heranwachsenden Zwillinge mußten erst lernen, ihren Vorteil möglichst zu wahren und sich von ihren Impresarios zu emanzipieren, denn es ging bei der Teilung des Reingewinnes nicht immer ohne Reibungen ab. Die Menschen sind nun einmal so, sie lieben das Absonderliche. So kommt es, daß man für den Anblick boxender Pferde und Hunde Geld leichter opfert, als es für höhere Genüsse hinzugeben. Die zusammengewachsenen Siamesen erregten nicht nur in Nord- und Südamerika größtes Aufsehen, man drängte sich bald auch in London,

Digitized by Google

Paris, Rom und Wien zu den Kassen. In Paris waren sie schon als achtjährige Knaben gezeigt worden.

Von der Schaustellung ihrer Person lebend, erwarben die Brüder mit verhältnismäßig geringem Aufwand an Tätigkeit ihr Geld. Bedeutende Einnahmen machten sie aber erst seit 1850, als Barnum einen Vertrag mit ihnen

Die zusammengewachsenen Schwestern Blaczek.

abschloß. Das war der Mann, der Dollars aus den Taschen der Leute zu locken verstand. Der alte Karl Hagenbeck, der diesen echt amerikanischen Typ gut kannte, nennt Barnum den „König aller Schausteller" und sagt: Dieser Weltgroßmeister des Humbugs, Phineas Taylor Barnum, war in seiner Art ein bedeutender Mann, ein wahrer Odysseus der Erfindung und Verschlagenheit. Er begann bekanntlich seine Laufbahn damit, daß er die angeblich

Digitized by Google

hunderteinundsechzig Jahre alte Negeramme Washingtons öffentlich sehen ließ und damit in den Vereinigten Staaten ungeheures Aufsehen erregte. Die Geschichte hatte indes nur zwei kleine Fehler. Erstens war das Niggerweib bloß fünfundsiebzig Jahre alt, und zweitens war sie überhaupt nie die Amme Washingtons gewesen.

Die zusammengewachsenen Schwestern Blaczek nach einem Einkauf in einem Berliner Warenhaus.

Später erfand er das lebendige Meerweibchen, das noch heutigestags auf Dorfjahrmärkten spukt, begleitete Jenny Lind, die „schwedische Nachtigall", durch die Neue Welt und begründete endlich die amerikanische Verschmelzung von Zirkus, Raritätenkabinett und Tierarena. Als er eines Tages den angeblich ersten, nach Amerika gebrachten Orang-Utan ausstellte und damit einen unge-

Digitized by Google

heuren Volkszulauf erzielte, erklärte ein Gelehrter in den Zeitungen, das gezeigte Tier sei gar kein Orang-Utan, da es einen Schwanz habe, es sei ein Mantelpavian. Vom nächsten Tag ab verbreitete Barnum riesenhafte Plakate mit der Aufschrift: „Wunderbares Naturschauspiel! In meiner Sammlung befindet sich der einzige Orang-Utan der Welt, der einen Schwanz besitzt!"

Dieser Gigant des Humbugs war denn nun auch der richtige Marktschreier und weitere Förderer der Talente der zusammengewachsenen Zwillinge aus Siam. Barnum ist der Urgroßvater all jener Leute, die es heute verstehen, das Geld in den Taschen der Leute locker zu machen. Von ihm stammt das probate Rezept: „Man muß es verstehen, das Publikum fortwährend zu beschäftigen. Die Hauptsache ist, daß alle recht viel von einem hören und noch mehr von einem sprechen. Dann ist man seines Erfolges ziemlich sicher."

In wenigen Jahren erwarben Chang und Eng Bunker so viel Geld, daß sie sich in der Lage befanden, in Nordkarolina zwei benachbarte Landgüter zu erwerben. Sie hatten ein Zwillingspaar, die sechsundzwanzig Jahre alten Töchter eines Sektenapostels, kennen gelernt, mit denen sie sich 1855 verheirateten. Nun lebten sie als Rentner in einer allerdings recht wunderlichen Weise. Wohl wurde der Haushalt der miteinander verbundenen Brüder getrennt geführt, denn sie konnten sich ja zu keiner Sekunde ihres Lebens verlassen; wo der eine weilte, mußte auch der andere sein. Ob es beiden gefiel oder nicht, sie blieben ein Leib, wenn auch nicht immer eine Seele.

Um sich nun ihrer gesonderten Häuslichkeit zu erfreuen und das Glück des Familienlebens nicht entbehren zu müssen, hatten sie sich dahin geeinigt, abwech-

Digitized by Google

selnd jeweils drei Tage auf dem einen und dem anderen Gut zu verbringen. Später dehnten sie ihre Besuche oft länger aus, und wenn es zu Meinungsverschiedenheiten unter den vieren kam, war der Ausgleich oft recht schwer zu finden. Man braucht nicht allzuviel Einbildungskraft zu haben, um sich ausmalen zu können, wie kompliziert sich das Dasein dieser untrennbaren Zwillinge und ihrer Frauen oft gestalten mußte. Die Familie wuchs; der eine Bruder besaß zehn, der andere zwölf Kinder, die allerdings nicht alle am Leben blieben. Unter den Söhnen und Töchtern Engs waren vier taubstumm, sonst aber, gleich allen anderen Sprößlingen beider Ehen, körperlich wohlgebildet.

Die „siamesischen Zwillinge" als Jünglinge im Jahre 1829.
Nach E. Holländer: „Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt". Verlag Ferd. Enke, Stuttgart.

Dann kam eine böse Zeit. In den amerikanischen Kriegen verloren die Zwillinge ihr Vermögen. Wenige Jahre nach ihrer einst an einem Tage vollzogenen Verheiratung hatten sie sich wegen ihrer Frauen so heftig

Digitized by Google

verfeindet, daß sie einander oft lange Zeit kein Wort gönnten. Die gemeinsame Not zwang aber auch diese Menschen zu äußerlichem Frieden. Sie mußten sich wieder zur Schau stellen, um Geld zu verdienen.

Die körperliche Verbindung dieser Zwillinge bestand in einer knorpeligen Verlängerung und übermäßigen Ausbildung des sogenannten schwertförmigen Fortsatzes der beiderseitigen Brustbeine. Dieses etwa armdicke, mit Haut bedeckte Band war fest, aber doch einigermaßen nachgiebig. Obwohl Chang und Eng auf diese Weise aneinandergeschlossen waren, mußten sie doch als durchaus verschieden veranlagte Wesen nebeneinander leben. Nicht nur ihre Gefühle, Meinungen und Neigungen waren ungleich, sondern auch ihre körperlichen Zustände. Das einzig Gemeinsame bestand darin, daß sie sich in Jahrzehnten daran gewöhnt hatten, so zu handeln, als ob sie eins wären. Bisweilen war der eine krank, während der andere sich durchaus wohl fühlte, und doch blieb dem Gesunden dann nichts übrig, als mit dem Leidenden das Bett zu teilen. Nicht selten kom es vor, daß der eine gewisse Bedürfnisse zu befriedigen suchte, wozu bei dem anderen keine Neigung bestand. Puls und Herzschlag waren verschieden. Bei feinerer geistiger Bildung wäre dieses Leben gewiß noch viel weniger leicht zu ertragen gewesen, es fiel aber auch den Brüdern Chang und Eng schwer genug, Tag und Nacht, Jahr um Jahr untrennbar voneinander zu sein. Aber ihre Abnormität war ja das Kapital, mit dem sie wirtschafteten, und sie ertrugen den traurigen Zustand um ihrer Existenz willen. Voneinander geschieden, wäre es keinem von ihnen möglich gewesen, sich im Dasein zu behaupten. War es zwischen ihnen wieder einmal so weit gekommen, daß sie den Wunsch hegten, jeder für sich zu leben, dann befragten sie berühmte Chir-

Digitized by Google

urgen. Und dann hörten sie, was ihnen längst nicht mehr neu war. Eine Operation hätte zweifellos und ohne Lebensgefahr für beide vorgenommen werden können. Es bestand nur das Bedenken, daß sie sich nach der Trennung erst an selbständiges Gehen gewöhnen hätten müssen. Zuletzt war, wie so oft im Leben, die Geldfrage entscheidend, und die Zwillinge spielten vor der Welt die Rolle der mit ihrem Geschick Zufriedenen. Als sie in ihrem höheren Lebensalter wieder als „Spezialität" auftraten, fanden sie eine neue Generation, die ihre Neugier zu befriedigen suchte. Der Zulauf, den sie überall fanden, war groß, und so gelang es ihnen, so viel Geld zusammenzuraffen, um den verlorenen Besitz in Nordkarolina wieder an sich zu bringen.

Die „siamesischen Zwillinge" im höheren Alter.

Der eine der Brüder war indes allmählich zum Trinker geworden, und so fand sich der Nüchterne oft in der

Digitized by Google

fatalen Lage, unter den Exzessen des mit ihm Verwachsenen leiden zu müssen. Dabei ging es nicht immer friedlich her. Der Trunkene riß und zerrte den Abstinenten mit sich, der, über das Lotterleben empört, trotzdem alles miterdulden mußte. Der Säufer kam körperlich und seelisch immer mehr herunter, und so war es vorauszusehen, daß er durch sein wüstes Treiben nicht nur sein eigenes, sondern auch das Leben des Bruders verkürzte. Trotz allem fanden beide auch in dieser Zeit nicht den Mut zur Trennung. Die Operation unterblieb. Und als nun endlich die Stunde nahte, und der Tod mit seinen Schrecken drohte, war es zu spät. Der Alkoholiker starb, und zweieinhalb Stunden später folgte ihm auch der Bruder nach. Dreiundsechzig Jahre mußten beide aneinandergefesselt verbringen.

Eine so eigenartige Verbindung, wie sie von Geburt zwischen diesen Zwillingen bestand, die bei sonst völlig normaler Bildung ihrer Körper dauernd gemeinsam leben mußten, ist überaus selten. Ein gleicher Fall ist in früheren Zeiten nur aus dem siebzehnten Jahrhundert bekannt geworden. Damals trennte Doktor Fatio auf unblutigem Wege durch Abschnürung der Brücke zwei zugleich geborene Geschwister, Elisabeth und Katharina Meyer, die beide getrennt weiterlebten.

In ähnlicher Weise verbunden wie die beiden Brüder Bunker waren die aus Orissa in Indien stammenden Zwillingsmädchen Radika und Doodika, auch sie waren durch eine Verwachsung der vorderen Rumpfteile vereint. Barnum, der sich keine Spezialität entgehen ließ, führte in seinem Zirkus auch diesen Fall von „paralleler Verdoppelung" vor. Da das eine Hindumädchen, Doodika, an Tuberkulose schwer erkrankt war und dadurch das Leben der gesunden Radika als gefährdet

Digitized by Google

galt, wurde ein chirurgischer Eingriff beschlossen, um die Schwestern zu trennen. Ein bedeutender französischer Chirurg, Doktor Doyen, ward damit betraut, der die durchaus nicht schwierige Operation in zwanzig Minuten ausführte. Da die beiden Hindumädchen fast in ganz Europa bekannt waren, erlangte der Arzt großen Ruf. Doodika, die, an tuberkulöser Bauchfellentzündung schwer erkrankt, zum Skelett abgemagert war, überstand die Operation nicht. Sie starb bald, während Radika erst nach zwei Jahren der tuberkulösen Ansteckung erlag. Auch in diesem Falle hatte man sich aus Erwerbsgründen zu dem chirurgischen Eingriff erst dann entschlossen, als es zu spät war.

Die zusammengewachsenen Hindumädchen Radika und Doodika.

Es stimmt traurig, daß man solche Doppelwesen, bei denen eine Operation möglich wäre, aneinandergekettet durchs Leben ziehen läßt, um durch Schaustellungen Geld zu gewinnen.

Ein anderes zusammengewachsenes Zwillingspaar, bei dem an Trennung nicht gedacht werden konnte, war in Nordkarolina im Jahre 1852 geboren worden. Als Misses Millie und Christine bereisten diese Geschöpfe die Alte

Digitized by Google

Die Mulattenzwillinge Millie-Christine, die außer ihrer Verwachsung noch durch ihren fremdländischen Anblick Aufsehen erregten.

und Neue Welt. Ein phantasiebegabter Marktschreier hatte ihnen den Namen die „zweiköpfige Nachtigall" gegeben. Diese Mulattenmädchen waren Mischlinge von Neger und Halbblut. Noch als Sklaven geboren, hatte ihr Besitzer sie adoptiert und ließ sie — um Geld sehen! Der geriebene Mann entdeckte sein Herz und machte sich zum Vater des Mulattendoppelwesens, damit sie ihm wenigstens bis zu ihrer Großjährigkeit von keinem Impresario weggeschnappt werden konnten. Das Publikum liebte die „Nachtigallen" ihres drolligen und humoristischen Ge-

Digitized by Google

barens willen. Sie sangen mit Sopran- und Altstimme englische Duette. Diese armen Geschöpfe sind vom Kopf bis zur Hüfte und dann erst wieder vom Becken bis zu den Zehenspitzen normal gebildet gewesen; jedes besaß seinen besonderen Ernährungsapparat, aber die Verdauungsorgane, vom Grimmdarm abwärts, waren beiden gemeinsam. Die Stellung ihrer Füße glich jener der Geschwister Blaczek. Für gewöhnlich gingen sie seitwärts, durch Übersetzen der Beine, doch konnten sie auch rückwärts und vorwärts gehen. Dies geschah auf folgende Weise:

Türkischer Bogenschütze mit zwei Köpfen.
Nach einem Einblattdruck vom Jahre 1697.
Nach E. Holländer: „Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt". Verlag Ferd. Enke, Stuttgart.

Ging die eine vorwärts, so mußte die andere rückwärts gehen, und umgekehrt. Besser als sie zu schreiten ver-

Digitized by Google

mochten, tanzten Misses Millie und Christine. Sie tanzten Walzer, Polka und Mazurka, gewandt und zierlich, ohne daß die vier Füße miteinander karambolierten.

Ist es schon ein trauriges Schicksal, wenn von Natur normal gebildete Menschen, die über ihre volle Bewegungsfreiheit verfügen, bei großer Verschiedenheit der Charaktere miteinander leben müssen, so gibt es doch kein schlimmeres Los, als es abnormen Doppelwesen beschieden ist, die, leiblich untrennbar, jeden Atemzug gemeinsam auszuhauchen gezwungen sind. Schrecklich aber ist es, wenn ein durchschnittlich intelligenter Mensch, mit einem schwachsinnigen oder gar mit einem idiotischen Zwilling untrennbar verwachsen, ein kummervolles Leben verbringen muß. Fälle dieser Art sind zwar nicht häufig, aber die Möglichkeit ist gegeben. So kamen zu Szony in Ungarn im Jahre 1701 zwei am Steiß zusammengewachsene Zwillinge zur Welt, die Helene und Judith genannt wurden. Die Zeitgenossen hoben besonders hervor, daß die eine dieser Schwestern schön und zu allerlei Kunstfertigkeiten geschickt gewesen sei, indes die andere, schwächer und im Wachstum zurückgeblieben, nur geringen Verstand besessen habe. Dieses körperlich und geistig so ungleiche Paar blieb bis 1723 aneinandergefesselt. Drei Minuten nach dem Tode Juditths starb auch Helene.

Merkwürdig ist die öfter erwähnte Form von Doppelmißbildungen, wobei die Wirbelsäule bis zu einem gemeinschaftlichen Becken gespalten ist. Eugen Holländer erwähnt einen Fall aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Unterhalb des Nabels ging die oberhalb desselben völlig geteilte Person in eine einzige über. Ein schottischer König ließ dieses Monstrum erziehen, und es scheint besondere Fertigkeit in Gesang und der Musik überhaupt erzielt zu haben; es wird berichtet, daß der

Digitized by Google

Doppelmensch zur größten Bewunderung der Hörer zweistimmig gesungen habe. Im gewöhnlichen Leben fiel besonders auf, daß die beiden Köpfe häufig miteinander zankten. Auch hier also durfte man nicht sagen: „Ein Leib und eine Seele, zwei Herzen und ein Schlag." Wenn das Individuum am Unterkörper und an den Füßen eine Verletzung erlitt, so spürten es beide Köpfe, dagegen wurden Insulte am Oberkörper nur von jedem einzelnen empfunden. Dieses Wundergebilde soll unter der Regentschaft des Königs Johannes im achtundzwanzigsten Lebensjahr gestorben sein.

Eine unserer Abbildungen zeigt ein höchst merkwürdiges Doppelgebilde, einen zweiköpfigen türkischen Bogenschützen, der 1697 gefangen genommen wurde. Wenn diese Köpfe miteinander in Streit gerieten, dann drehte es sich gewiß nicht selten um die Frage, wer denn eigentlich auf diesem sonst normalen Manneskörper nichts zu suchen habe. Über dieses grausige Doppelwesen sind literarische Überlieferungen leider nicht vorhanden. Mit diesen Monstrositäten verglichen, ist der phantastische Golem eine armselige Erdichtung. Solche Doppelwesen, die noch in viel schauerlicherer Kuppelung vorgekommen sind und immer wieder geboren werden können, haben absonderlicherweise als Objekt noch keinen Dichter gereizt.

Vielleicht denken die Anhänger des wiederauferstandenen Aberglaubens, der unsinnigsten aller trostlosen Narrheiten, der Astrologie, einmal darüber nach, wie es mit den Schicksalen der Doppelmenschen beschaffen ist. Der Fall des zweiköpfigen Schotten und des Türken böten geeignetsten Stoff für das Nachdenken, aber auch die anderen, im Charakter so verschiedenen zusammengewachsenen Zwillinge und ihr Leben gäben Anlaß genug, über

Digitized by Google

die Absurdheit des bestenfalls romantisch-poetischen Sternaberglaubens Betrachtungen anzustellen.

Daß leibliche Verkuppelungen der verschiedensten Art auch im Tierreich und bei Pflanzen möglich sind, dürfte bekannt sein. Solche Monstra unter Menschen und Tieren beschäftigten seit Jahrtausenden die Grübelsucht der Denker und die Phantasie der großen Masse. Die bloße Aufzählung abnormer Bildungen, die bei Menschen, Tieren und Pflanzen vorkommen, würde eine stattliche Zahl von Seiten füllen, und dann wären immer noch in der Wirklichkeit eintretende Fälle möglich. Ein absonderliches Geschöpf war das 1903 in einem Dorf in Posen geborene Mädchen, Hedwig Koschinski, das einen vollständig ausgebildeten männlichen Oberkörper und einen bärtigen Männerkopf hatte.

Doppelwesen.
Nach einer Federzeichnung von A. Dürer.
Aus Holländer: „Wunder, Wundergeburt u. Wundergestalt".
Verl. Ferd. Enke, Stuttgart.

Nur um zu beweisen, was eine Barnum ebenbürtige Person den aufgeklärten Philistern Europas vor noch nicht ganz vier Jahrzehnten bieten konnte, möge der Rummel mit dem „Haarmädchen Krao" bezeugen. Bevor diese Abnormität zur beschämenden Berühmtheit gelangte, hatte man die aus Mexiko gebürtige bärtige Tänzerin Julia Pastrana, die russischen „Hunde"- oder „Haarmenschen" Andrian und dessen Sohn Fedor Jestischjew und die aus der hinterindischen Familie Shwe-Moung stammenden behaarten Leute zur Schau gestellt. Bei diesen Geschöpfen bildete sich für jedes Wollhärchen des Gesichtes ein starkes, langes Haar, so daß ihr Aussehen einen tierischen Eindruck machte. Es kommt jedoch auch vor,

Digitized by Google

daß am Körper mehr oder weniger starke Haarbildung auftritt*.

In den achtziger Jahren war der Streit um Darwins naturwissenschaftliche Ideen endlich in die breite Masse gedrungen, und was dieser Gelehrte nie so plump behauptet hatte, war zum Schlagwort herabgesunken. Man ereiferte sich über die Abstammung des Menschen von den Affen, und es fehlte nur ein „Glied in der Kette", um den vermeintlich endgültigen Beweis zu besitzen. Inzwischen haben sich die entwicklungsgeschichtlichen Auffassungen geändert, niemand erwartet mehr, für die Ahnenreihe des Menschen „das fehlende Glied" zu finden.

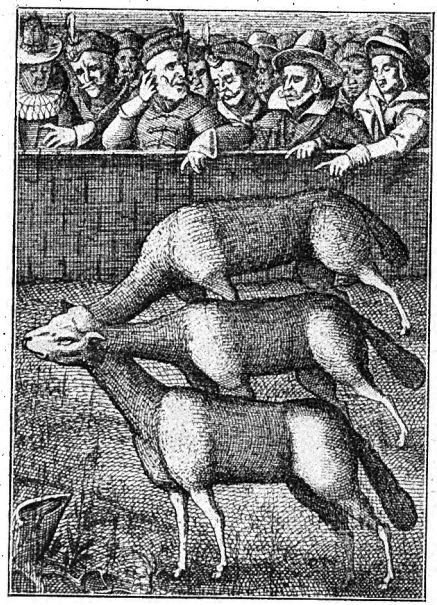
Die achtjährige Hedwig Koschinski, ein Mädchen mit einem bärtigen Männerkopf.

Anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam aus Indien ein Krao genanntes Mädchen nach Europa, das man 1877 in einem Urwald auf Borneo gefunden haben wollte. F. A. Farini, der Unternehmer für das Royal Aquarium in London, der damals auch mit einem jungen lebenden Walroß

* Vergleiche: Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1919, Bd. V, Seite 190.

Digitized by Google

Aufsehen erregte, verstand die darwinistische Zeitstimmung mit barnumhafter Unverfrorenheit auszunützen; er stellte das haarige, schwarze Wesen, mit seinen schräg verlaufenden Nasenlöchern und den Gorillaaugen ohne Regenbogenhaut, als ein Mittelglied zwischen Affe und Mensch aus. Wäre „Krao das Affenmädchen" jemals im Urwald gewesen, dann dürfte man sich allerdings wundern, wie rasch die erzieherischen Erfolge bei ihm gelangen. In der Berliner „Post" konnte man am 13. Januar 1884 lesen: „Das jetzt etwa siebenjährige Kind hat in den zwölf Monaten, die es in England gelebt, mit der englischen Sprache auch Zivilisation gelernt." Mister Farini ließ es aber auch dem „fehlenden Glied" an nichts fehlen, denn der Berichterstatter der „Berliner Presse" schrieb am 29. Januar 1884: „Krao wird von Herrn Farini äußerst fein gehalten.



Lamm mit einem Kopf und drei Leibern.
Nach einem Kupferstich vom Jahre 1620.
Nach Holländer: „Wunder, Wundergeburt und Wundergestalt". Verlag Ferd. Enke, Stuttgart.

Digitized by Google

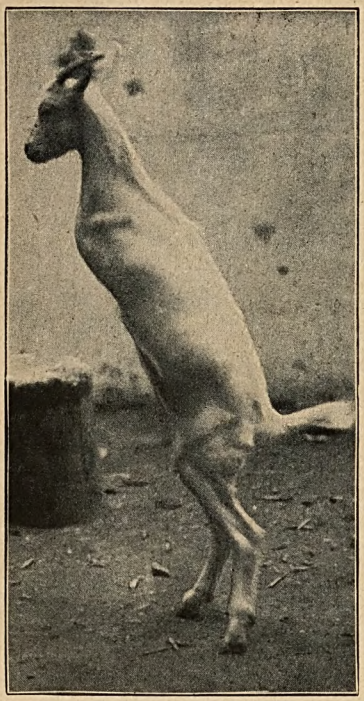
Sie hat ihre englische Gouvernante, bewohnt in Jansons Hotel einen Salon und ein Schlafzimmer, speist stets Table d'hote und bekommt abends ihr warmes Bad. Wenn sie morgens gegen elf Uhr im reichen Sonntagskostüm, weißen Gamaschen und feinem Muff die Treppen zum Panoptikum hinaufhüpft, sieht sie aus wie eine kleine Prinzessin. Das freundliche Kind ist der Liebling aller im Panoptikum und an keinem geht sie vorüber, dem sie nicht die Patschhand reichte und mit ihrem Silberstimmchen ein ‚good morning' wünschte. Erst drinnen im Separatsalon verwandelt sich das Prinzeßchen in jenes Wesen, welches auf den Bäumen des Urwalds herumkriechen soll. Krao ist jedoch interessanter, wenn sie sich natürlich gibt, als vom Urwaldmythos umwoben."

Die Doppelsau von Landser.
Nach einem Albrecht Dürerschen Stich.

Diese Pressestimmen ließ der tüchtige Farini 1884 in einem achtseitigen Prospekt abdrucken, der heute selten geworden sein dürfte. Hoffentlich hat er wörtlich getreu zitiert, denn was er auf diesen Seiten den Panoptikumsbesuchern an Eigenem verzapft, ist geradezu erstaunlich. Man hält es nicht für möglich, daß man in dieser Zeit solche Räubergeschichten zu verbreiten wagte. Noch weniger aber begreift man, daß Farini den Mut besaß, zwei Holzschnitte abdrucken zu lassen, die wir S. 132 u. 133

Digitized by Google

abbilden, um diese Dokumente schaubudenhafter Anreißerei der Vergessenheit zu entziehen. Mit Staunen erblickt man in bodenloser Frechheit dargestellt: „Kraos Vater und Mutter". Die Köpfe sind von einem elenden Holzschneider offenbar den indischen Haarmenschen „frei" nachgebildet und noch viel unbekümmerter um die Wahrheit die Gestalten der „fehlenden Glieder". Beinahe hätte die Welt „Kraos Vater" bestaunen dürfen, denn Mister Farini war es nach höchst abenteuerlichen Schilderungen geglückt, dieses Wundergeschöpf nach Europa zu bringen. Leider starb Kraos Vater „an einem Platze namens Changmi" an der Cholera! Die „Mutter Kraos" hatte der König von Birma zum großen Kummer Mister Farinis nicht ziehen lassen. Und welche Mühe hatte sich der tüchtige Mann gegeben! Eine Expedition nach Laos war ausgezogen, den „Kraosstamm" im „unermeßlichen" Urwald aufzusuchen. Mister Farini schreibt: „Krao



Zweibeinige Ziege.

Digitized by Google

bedeutet Affe, also heißen sie, der Landessprache der Bewohner von Laos nach, ‚Affenmenschen'." Der „berühmte Naturforscher und Reisende" Karl Bock entdeckte „im tiefsten Walde, hoch oben in den Ästen der Bäume, eine Menge Hütten„ welche für einige hundert Menschen ge-

Das Haarmädchen Krao, das seinerzeit auch in Castans Panoptikum auftrat und als deren Eltern zur Erhöhung der Sensation zwei „Menschenaffen" ausgegeben wurden.

räumig genug waren". Münchhausen und Barnum hätten ihre Freude an Farini gehabt, der versichert, diese „scheuen Wesen seien beim Anblick der Expedition sofort entflohen". Beachtenswert ist die angebliche Nahrung dieser „Affenmenschen", die im „unermeßlichen" Urwald auf Bäumen hausten; sie genossen „hauptsächlich Reis und Fische, die sie stets roh verzehrten". Trotz vieler Mühe war Karl Bock nicht so glücklich, auch nur ein einziges dieser Geschöpfe fangen zu können.

Beinahe wäre die Welt auch um den Anblick des „Affenmädchens" Krao gekommen, und Mister Farini

Digitized by Google

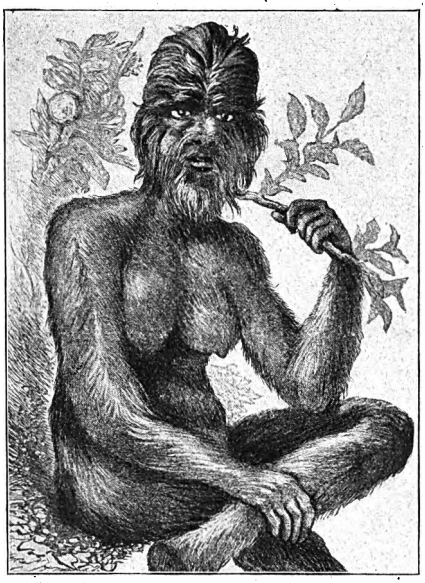
hätte mit seinem Walroß-Geld machen müssen. In Bangkok angelangt, weigerte sich der König von Siam, Krao ziehen zu lassen. Aber der tüchtige Karl Bock hatte „früher mal einem Prinzen Kronolat einen Dienst erwiesen". Dieser Prinz überredete den König, Krao unter der Bedingung mitgehen zu lassen, daß „Farini sie als sein eigenes Kind annehmen, also adoptieren solle, was auch geschehen ist". Also handelte auch Mister Farini nach dem menschenfreundlichen Grundsatz eines Impresarios, sich sein Schauobjekt rechtlich zu sichern, wie es auch der Sklavenbesitzer mit den Mulattenmißgeburten, der „zweiköpfigen Nachtigall", als vorsichtiger Gemütsmensch für nötig hielt, um jede Konkurrenz unmöglich zu machen.

Der angebliche Vater Kraos.

Berlin erlebte im Jahre 1884 seine „Sensation". Das „fehlende Glied" zwischen Affe und Mensch war gefunden; man konnte sich die Verwandtschaft für gutes Geld betrachten, sogar ein „Patschhändchen" erhaschen.

Digitized by Google

Mister Farini schaffte aber noch weitere Gewißheit für Darwins Theorie. Er ließ das „Affenmädchen" in das Berliner Aquarium zu dem Menschenaffen „Pungo" führen. Dieser Besuch bot interessante Vergleiche zwischen den Stammverwandten: „Pungo benahm sich gegen die haarige Kleine ungemein zärtlich; ein Beweis, daß er ihre enge Verwandtschaft deutlich herausfühlte."



Die angebliche Mutter Kraos.

In diesen Jahren war es Darwin, über dessen Ideen sich die „aufgeklärten" Zeitgenossen ereiferten. Damals fühlte man sich zufrieden, Krao, die eine Mißgeburt war, verwandtschaftlich das Händchen drücken zu dürfen. Man stand im Zeichen der Entwicklung und wunderte sich gar nicht, wie rasch das Zwischenglied Englisch gelernt hatte und nun auch Berliner Brocken auffing. Unser Bild zeigt Krao im Blütenalter von siebzehn Jahren abermals in Castans Panoptikum. Nun sprach und schrieb das „Affenmädchen" korrekt Englisch, Französisch und Deutsch, spielte Klavier und zeigte sich

Digitized by Google

geschickt im Herstellen hübscher Handarbeiten, wie jede „höhere Tochter". Die behaarte Schöne galt als „gute Partie", und es fanden sich Bewerber um ihre Hand. Leider können wir nicht sagen, wen sie beglückte.

Vor vierzig Jahren interessierte man sich für die Abstammung des Menschen vom Affen und betrachtete eine pathologische Erscheinung als „fehlendes Glied". Heute erschließen die Künste des Okkultisten den Verkehr mit der Geisterwelt. Was wird die nächste geistige Seuche werden?

Digitized by Google

Praktische und leicht zu handhabende Lötwerkzeuge für den Haushalt

Von Max Renz / Mit 7 Bildern

Hafenbinder, Topfflicker und Scherenschleifer, die man in großen Städten kaum mehr zu sehen bekam, sind jetzt wieder häufiger zu finden. In Vorkriegszeiten war ja auch alles für Küche und Haushalt an Töpfen und Gerätschaften Nötige billig zu erwerben. Bei vielen Gebrauchsgegenständen lohnte sich eine Reparatur nicht, da kaufte man lieber neue. Nun ist das anders geworden. Besorgt prüft die rechnende Hausfrau einen schadhaft gewordenen Topf, und sie tut gut daran, gleich beim geringsten Defekt an Abhilfe zu denken; denn ist der rechte Augenblick zum Ausbessern verpaßt, dann schreitet der weitere Verfall rasch fort, und zuletzt ist der Schaden nicht mehr zu beheben.

In diesen Nöten wäre es gut, wenn der Hausvater ein wenig „basteln" könnte, denn es ist ein wahres Wort: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann." Und heute ist es ja auch so, daß man nicht mit jeder Kleinigkeit zum Klempner gehen kann, der sich mit Reparaturen ohnedies nicht besonders gern befaßt.

Hört man nun aber davon, daß man selber mit Lötwerkzeugen umgehen soll, dann sind nur wenige dazu geneigt. Ganz abgesehen von den nicht billigen Werkzeugen, findet man die Arbeit zu kompliziert und scheut davor zurück. Das geschieht allerdings in Erinnerung an die früher üblichen Verfahren des Weich- oder Schnell-

Digitized by Google

lötens, wozu allerdings vielerlei Hilfsmittel gehörten, mit denen bei richtiger Anwendung die Arbeit nur dann leicht und sicher vor sich gehen konnte, wenn jemand dazu angelernt worden war. Nun gibt es aber ein vereinfachtes, durchaus zu empfehlendes Lötverfahren, das ohne Schwierigkeiten auch von Laien anzuwenden ist. In der Großindustrie sind auf diesem Arbeitsgebiete bedeutende Vereinfachungen und Verbesserungen erfolgt, die sich nun auch für Notfälle im eigenen Haushalt als wertvoll erweisen.

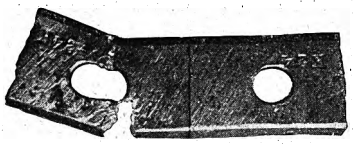


Abb. 1. Mit Fludor-Aluminium-Lot gelötete Probe.
(Halbe natürliche Größe.)

Nach jahrelangen Bemühungen und Versuchen ist ein Fludor-Aluminium-Lot hergestellt worden, das bei niedrigen Löttemperaturen große Haltfestigkeit gewährleistet.

Die Ergebnisse der mechanischen Prüfung der mit Fludor-Aluminium-Lot verbundenen Teile waren überraschend. In Abb. 1 ist eine mit dem neuen Lot stumpf gelötete Probe im Vergleich zu einer Probe, die mit dem gewöhnlichen Lot des Handels (Abb. 2) hergestellt war, wiedergegeben. Die mit Fludor-Aluminium-Lot gelöteten Proben sind an der Einspannstelle außerhalb der Naht gerissen, während bei der anderen Probe der Bruch in der Lötnaht erfolgte.

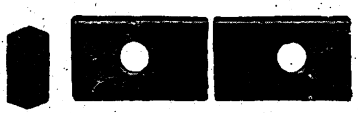


Abb. 2. Mit Aluminiumlot des Handels stumpf gelötete Probe nebst Bruchstelle.
(Halbe natürliche Größe.)

Digitized by Google

Das Kleingefüge des neuen Lotes ist in Abb. 3, die das Schliffbild der Naht einer mit Fludor-Aluminium-Lot gelöteten Aluminiumprobe wiedergibt, veranschaulicht. Aus dem Schliffbild geht hervor, daß Kristalle in einer Grundmasse eingebettet sind. Die Kristalle haben die Eigenschaft, sich mit dem Aluminium zu verbinden. Wie erwiesen, hat einerseits das Lot größere Festigkeit als Reinaluminium, anderseits besitzen die hellen Kristalle des Lotes die Eigenschaft, sich homogen mit dem Aluminium zu verbinden, so daß der Bruch a u ß e r h a l b der Lötnaht erfolgen muß. Abb. 4 gibt das Gefüge einer Lötnaht wieder, die mit gewöhnlichem Aluminiumlot des Handels hergestellt wurde. Hier findet keine homogene Verbindung statt. Zwischen Lot und Aluminium ist eine deutliche Trennungslinie zu erkennen. —

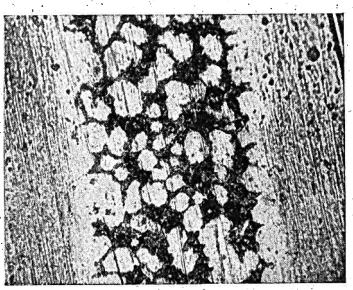


Abb. 3. Lötnaht mit Fludor-Aluminium-Lot hergestellt. (Etwa 200fach vergrößert.)

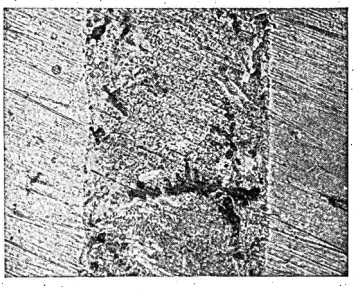


Abb. 4. Lötnaht mit Aluminiumlot des Handels hergestellt. (Etwa 200fach vergrößert.)

Das neue Lot ist gegen Zersetzung an der Luft beständiger als die bisher bekannten Aluminiumlote. Abb. 5 und 6 geben über-

Digitized by Google

lappt gelötete Aluminiumproben wieder, die während einiger Monate den Einflüssen feuchter Luft ausgesetzt waren. Die mit dem neuen Lot hergestellte Probe zeigte nach dieser Zeit keinerlei merkliche Zersetzung (Abb. 5). Die Lötstelle der anderen Probe, die mit dem Lot des Handels gelötet war, wurde nach kurzer Zeit schwarz und bröckelig.

Abb. 5. Mit Fludor-Aluminium-Lot überlappt gelötete Probe.
(Natürliche Größe.)

Damit ist der hohe Wert des neuen Aluminiumlotes erwiesen.

Das Löten nach diesem Verfahren ist durchaus nicht schwierig, denn man braucht dazu kein Flußmittel! Der Schmelzpunkt ist so niedrig, daß keine Gefahr besteht, das Aluminium — besonders dann, wenn dünne Bleche gelötet werden sollen — zu verbrennen. Das Lot bleibt beim Erstarren lange Zeit breiig, wodurch die Arbeitsweise außerordentlich erleichtert wird; es läßt sich leicht zu einer gleichmäßig dünnen Schicht auf den zu lötenden Teilen ausbreiten.

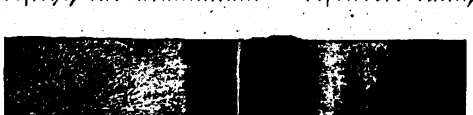


Abb. 6. Mit Aluminiumlot des Handels überlappt gelötete Probe.
(Natürliche Größe.)

Will man ein Loch in einem Topf mit diesem Lot ausfüllen, so müssen die zu lötenden Stellen vorher sorgfältig gereinigt werden. Man nimmt dazu einen Schaber oder eine Drahtbürste und behandelt die Stellen damit,

Digitized by Google

bis sie blank werden. Dies ist zur Annahme des Lotes und zu dessen guter Verbindung unerläßlich. Ist das richtig gemacht, dann nimmt man die kleine, leicht handliche Fludor-Spiritus-Lötlampe, mit deren Stichflamme die Lötstelle vorgewärmt wird.

Dann nimmt man das Lot, das alles in sich enthält, was man nach den alten Verfahren in verschiedenen Arbeitsvorgängen einzeln anwenden müßte, und verreibt dies unter weiterem Erhitzen mit einem flachen Eisen- oder Metallstäbchen sorgfältig auf der Lötstelle, und zwar so lange, bis das Lot dünnflüssig wird und zu einer glänzenden, glatten Metallspiegelfläche zusammenschmilzt. Das Aufstreichen und gute Verreiben des Aluminiumlotes ist unbedingt erforderlich, um eine gute Haltfestigkeit der Lötnaht zu erhalten. Das gleiche Verfahren wird angewendet, wenn Aluminiumteile zum Löten aufeinandergelegt werden müssen. Nach erfolgter Reinigung der Flächen paßt man die Lötstellen aufeinander ein, wärmt sie mit der Stichflamme vor und bestreicht sie dann mit dem Lot. Ist das geschehen, so erhitzt man die Teile einzeln, bis das Lot verschmilzt, und preßt sie dann fest zusammen. Das hervorquellende Lot wird mit dem Stäbchen abgestrichen. Nach dem Erkalten ist die Arbeit fertig. Die Zusammensetzung dieses Aluminiumlotes ist so beschaffen, daß in den damit reparierten Töpfen und Geschirren weder beim Kochen noch beim Aufbewahren von Speisen irgendwelche Befürchtungen zu hegen sind.

Um andere Metalle miteinander zu verbinden, bedient man sich des Fludor-Lötzinnes. Unsere Abbildung 7 läßt erkennen, daß in einer aus Streifen schlangenartig gewundenen Zinnstange im Kern die Lötpasta enthalten ist, das sogenannte Flußmittel, das, wie beim Alu-

Digitized by Google

miniumlot, alles in sich birgt, was beim Löten sonst mit verschiedenen Handgriffen einzeln aufgetragen werden müßte.

Es gibt aber auch noch Weichlötmittel, eine Lötpasta in Dosen, die zusammen mit einer Lötstange und dem kupfernen Kolben verwendet wird. Und zu allem kommt

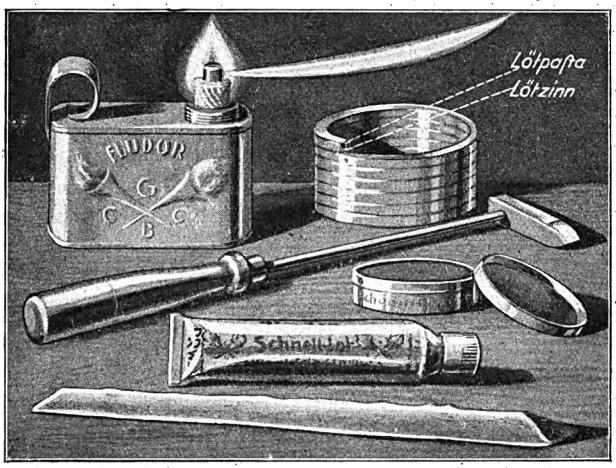


Abb. 7. Verschiedene Fludor-Lötmittel, Stichflamme und Lötkolben.

noch Schnellot in Tuben; diese enthalten pulverisiertes Zinn, gemengt mit Lötpasta als Flußmittel.

Nun kann man also nicht mehr behaupten, Aluminiumgeschirre, die jetzt so teuer sind, könnten nicht gelötet werden. Und noch weniger richtig ist es, wenn man etwa annehmen wollte, es gäbe auf diese Weise nur eine Notstandsflickerei. Dieses Lot spielt in der Großindustrie, für deren Bedürfnisse es hergestellt wurde, eine bedeutende Rolle. Die Ergebnisse der mechanischen Prüfung von

Digitized by Google

mit Fludor-Aluminium-Lot gelöteten Versuchstücken ergaben ein Reißen außerhalb der Bruchstellen, während solche, die mit gewöhnlichem Lot verbunden waren, der Bruch in der Lötnaht erfolgte. Das neue Lot besitzt sogar größere Festigkeit als Aluminium, und hat die wertvolle Eigenschaft, sich homogen mit dem Aluminium zu verbinden so daß der Bruch außerhalb der Lötnaht erfolgen muß.

Mit diesen praktischen Hilfsmitteln gelingt es mit einiger Geschicklichkeit, die ja als notwendige Voraussetzung bei aller erfolgreichen Bastelei im eigenen Haushalt zu betrachten ist, überall bessernd einzugreifen, wo es irgend not tut. Die vielgestaltigen Schwierigkeiten der älteren Lötverfahren, die allerdings nicht von jedermann ohne weiteres richtig gehandhabt werden konnten, sind damit überwunden.

Die zuletzt erwähnten Weichlötmittel sind in einem Kästchen zusammengestellt zu haben, das alle zum Löten nötigen Gebrauchsgegenstände und Lötmittel enthält. Es eignet sich als Geschenk für die reifere Jugend.

Digitized by Google

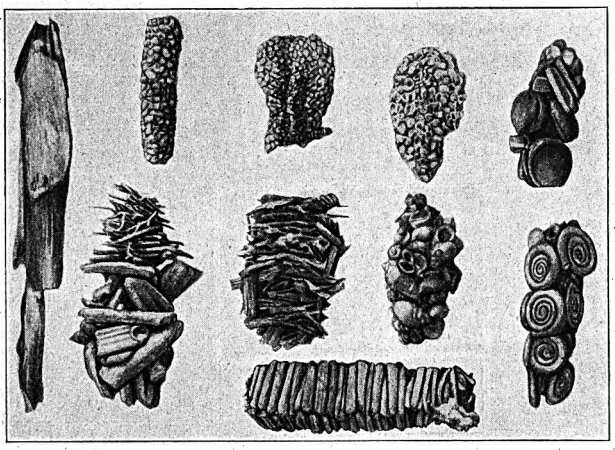
Die Vorläufer der Schmetterlinge

Von Dr. Bergner / Mit Bild

Am Grunde eines schilfbewachsenen Weihers schieben sich merkwürdige Gebilde aus Pflanzenteilen, Steinchen, Schneckenhäusern und dergleichen träge durcheinander, die ganz den Eindruck machen, als hätten Wind und Wellen sie hier zusammengerollt. Doch untersucht man solch ein Häufchen näher, indem man etwa einen Stengel durch die engere Öffnung schiebt, so zwängt sich vorn ein dunkler, mit Beißwerkzeugen bewehrter Kopf hervor, gefolgt von einem sechsbeinigen Leibe. Der Baumeister des zierlichen Gehäuses ist die walzige Larve einer Köcherfliege, die sich mit ihren Rückenzapfen und den beiden Klammerhaken ihres Hinterendes darin festhält. Nur Kopf und Brust sowie die Beine schauen hervor, wenn das Insekt sich paddelnd fortbewegt oder Pflanzen und verwesende tierische Stoffe frißt. Die Teile sind denn auch hornartig ausgebildet und deshalb weniger verletzbar als der weichhäutige, helle Hinterleib, den darum ein künstlicher Panzer schützt. Je nach der Art hat er verschiedene Form, und mannigfach ist auch das Material, das ihn zusammensetzt. Die einen nehmen Sandkörner oder Steinchen und verkitten sie mittels ihrer Spinndrüsen, die auf der Unterlippe münden, zu einem Mosaik. Andere dagegen fertigen aus zurechtgebissenen Wurzelfasern, Hälmchen und sonstigen Pflanzenteilen ihre kantigen, röhren- oder flaschenförmigen Köcher, und eine dritte Gruppe verwendet kleine Schnecken- oder Muschelschalen samt ihren Insassen als Baustoff. Höchst seltsam aber sind die Hüllen jener Larven, die in den

Digitized by Google

kannenförmig umgebildeten Blattstielen der tropischen, insektenfangenden Nepenthesarten leben. Sie sind nämlich mit Beinen, Köpfen, Flügeldecken und dergleichen mehr bespickt, da ja dem kleinen Lebewesen kein anderes Material hier zu Gebote steht, als eben diese unverdau-



Verschiedene Gehäuse der Köcherfliegenlarven, aus allerlei Stoffen hergestellt: Sandkörnchen, Pflanzenstoffe, Hälmchen, Ästchen, Samen und Schneckenhäusern. Je nach dem Aufenthalt der Tiere verwenden diese kleinen Wesen das eine oder andere Material.

lichen Reste der Opfer seiner Wirtspflanze. Sogar spiralig aufgewundene Formen sind aus Amerika bekannt, die lange, selbst von Fachmännern, für Schneckenhäuser angesehen wurden. Die Arten unserer Heimat aber bieten gleichfalls genug des Interessanten. Setzt man beispielsweise eine nackte Larve in ein Gefäß mit Wasser und wirft dann Steinchen oder andere zu Boden sinkende Stoffe hinein, so sucht alsbald das kleine Wesen sich

Digitized by Google

wieder zu bekleiden, und man muß ihr Geschick dabei bewundern. Auf diese Weise entstand auch aus den Splittern eines blau und weiß emaillierten Topfes ein Panzer. Gibt man der Larve aber statt des Materiales ihren geraubten Köcher wieder, so schlüpft sie gleich hinein, um sich im Inneren der Hülle erst wieder umzuwenden und sie mit ihrer hornigen Stirnplatte zu verschließen. Das Einströmen des Wassers ist aber dadurch nicht verhindert, so daß es nach wie vor die faden- oder büschelförmigen Luftröhrenkiemen noch umspülen kann, die zahlreich an den Flanken stehen und den zur Atmung nötigen Sauerstoff dem feuchten Element entziehen.

In solchem Panzer wohlgeborgen, den sie mit zarten Seidenfäden innen überzieht, wächst nun die Larve unter mehrmaligen Häutungen heran, wobei sie ihrer Größenzunahme entsprechend am Vorderrande ständig weiterbaut. Naht dann die Zeit ihrer Verpuppung, so verankert sie ihr Gehäuse mit einigen Fäden an einem Steine oder einer Wasserpflanze, wie das gewisse Arten schon während ihres ganzen Larvenlebens tun, um sich in der Strömung halten zu können. Die beiden Öffnungen des Futterals werden nun verengt und mit gitterartigem Gespinst verschlossen, das nicht dem Wasser, wohl aber kleinem Raubgesindel den Zugang wehrt. Von einer Puppenruhe ist freilich keine Rede; das muntere Ding muß vielmehr ständig durch schwingende Bewegung für neuen Wasserzufluß sorgen und dazu mit den starren Borsten seines Kopfes und des Hinterleibes die Siebmembran vom Schmutze reinigen. Doch schon nach vierzehn Tagen winkt die Erlösung. Die freibewegliche Puppe verläßt ihr schützendes Heim und schwimmt zum Ufer hin oder klettert an einem Schilfstengel zu Licht und Luft empor, um ihre Hülle nun zu sprengen, der bald

Digitized by Google

das fertige Insekt entschlüpft. Mit seinen langen Fühlern und den gelblich- oder schwärzlichbraunen Vorderflügeln, die sehr hübsche Zeichnungen und helle Flecken tragen und in der Ruhe dachförmig die faltigen Hinterflügel decken, erinnert es an eine Motte. Von Gitterflügeln, die man bei diesem Angehörigen der Netzflügler erwarten sollte, ist aber keine Rede, vielmehr sind sie mit haarigem Pilze überzogen, weshalb man sie auch Pelzflügler nannte. Schon im Mai beleben viele dieser „Frühlingsfliegen" unsere Ufer und schweben in der Dämmerung hüpfenden Fluges über den Gewässern, willkommene Speise vielen Fischen. Tagsüber aber rasten sie an Planken oder unter Rindenstücken. Scheucht man sie auf, so eilen sie in kurzem, fahrigem Flug davon oder sinken in das Gras, wo sie durch hüpfende und rutschende Bewegung den Nachstellungen zu entgehen suchen. Kurz ist ihre Lebenszeit, da sie mit den kümmerlichen Mundwerkzeugen, die einen schaufelförmigen kleinen Rüssel bilden, nur Tau und etwas Blütenhonig schlürfen können. Das Weibchen legt darum auch bald seine Eier in verhältnismäßig großen Gallertklümpchen an Steine oder Wasserpflanzen, worauf die ausschlüpfenden Larven sich ihre schützenden Gehäuse zu bauen beginnen und darin überwintern. Doch jeder Schutz ist ein bedingter, darum fressen Raubfische auch diese Larven, ja, eine kleine Schlupfwespe taucht mutig unter, um sie mit ihrem Legebohrer anzustechen und ihre Eier darin abzulegen. Mit über achtzig Gattungen bilden diese Phryganiden die artenreichste Familie der Netzflügler; sie finden sich denn auch in allen Erdteilen, vor allem aber in den gemäßigten Zonen. Ihre Ähnlichkeit mit Schmetterlingen ist überraschend, gibt es doch Arten, die sogar Schuppen wie die Falter auf den Flügeln tragen und fernab jedem

Digitized by Google

Teiche oder Tümpel auf Eichen, Kiefern oder anderen Bäumen leben, da ihre Larven sich mit der Feuchtigkeit begnügen, die ihnen der Wald bietet. Und ihrer äußeren Ähnlichkeit mit Schmetterlingen entspricht auch ihr innerer Bau. In der Geschichte unserer Erde gibt es zudem vor ihrem Auftreten nichts, das auf bereits vorhandene Schmetterlinge in der Urwelt deutet, die so, wie wir sie heute kennen, freilich erst mit dem Blütepflanzen möglich wurden. Es liegt daher nahe, anzunehmen, daß sich ein Teil der Phryganiden abzweigte und mehr und mehr zum Schmetterlinge hin sich spezialisierte, wenn er zunächst auch derbere Kost noch brauchte, als eben Blumenhonig. Vor allem aber ähneln unsere „Wassermotten" oder Köcherfliegen in ihrem Larvenleben unscheinbaren Schmetterlingen, die gleichfalls Futterale aus verschiedenem Material in mannigfacher Anordnung zu bauen wissen. Darin lebt ihre sechsbeinige, kümmerliche Raupe, die mit den hornigen Rückenschildern auf den drei ersten Leibesringen mehr einer Made gleicht. Doch auch das flügellose, mehr oder weniger rückgebildete Weibchen bleibt lebenslang meist in dem Sacke stecken. Sogar die Eiablage, die vielfach unbefruchtet vor sich geht, erfolgt in dem Behälter, der bei einigen Arten kleiner und auch einfacher gebaut ist, als der des Männchens. Die ausschlüpfenden Räupchen aber spinnen bald ihre eigenen Hüllen, die sie mit zunehmendem Wachstum durch Einweben von Blättern, Nadeln oder Sandkörnchen vergrößern. Zur Verpuppung verlassen sie meist ihre Futterpflanze und heften die obere Mündung des Gehäuses an einen Baumstamm oder Bretterzaun. Dann wendet sich die Raupe mit dem Kopfe der unteren Öffnung zu und wandelt sich in dieser Lage auch zur Puppe. Die des Männchens ist mit Borstenkränzen ausgestattet und

Digitized by Google

schafft sich damit kurz vor dem Ausschlüpfen des Schmetterlinges im Frühjahr bis zur Hälfte aus dem Sack hervor, während die des Weibchens samt dem madenartigen „Schmetterling" darin verbleibt. Die kleinen, zottigen Falter flattern mit ihren runden, dunkelfarbenen Flügeln, die oft nur unvollkommene Beschuppung haben, besonders in den Morgenstunden, um sich ihres kurzen Lebens zu erfreuen. Sie haben ja nicht einmal Rüssel, um Nahrung aufzunehmen! Diese Sackträger oder Psychiden sind einander außerordentlich ähnlich, so daß man einzelne Arten nur dadurch unterscheiden kann, daß man sie aus den Raupensäcken aufzieht. Von einer Art, die schneckenförmige Gehäuse baut, kannte man sie überhaupt nicht, bis man sie endlich auf dem Weg der Züchtung ermittelte. In vieler Hinsicht also sind die Sackträger, obwohl sie systematisch höher stehen, rückständiger noch als unsere Köcherträger, die jedenfalls die Vorläufer, wenn nicht die Ahnen der Schmetterlinge sind.

Digitized by Google

Die Bekämpfung angeborener Krankheitsanlagen

Von Dr. med. Adolf Stark

Wenn man bedenkt, daß ein ungeborenes Kind mit der Mutter einen Organismus bildet, daß ein Blutstrom in beiden kreist, so wird man sich nicht darüber wundern, daß Krankheiten der Mutter auch auf die Frucht übergehen, sondern eher über das Gegenteil: daß die Frucht verschont bleibt von Krankheitstoffen, die im Blute der Mutter kreisen. Und doch ist dies der Fall, dank der vielseitigen natürlichen Schutzvorrichtungen des Organismus, ja man kann sogar sagen, daß es die Regel ist und daß die Übertragung im Mutterleibe nur ausnahmsweise möglich ist, in Fällen, wo der natürliche Schutz versagt, beziehungsweise gegenüber der Stärke der Infektion sich als ungenügend erweist.

Viel häufiger als Krankheit bringt der Neugeborene Krankheitsanlagen mit zur Welt, gewisse Abweichungen vom regelmäßigen Bau oder der normalen Funktion einzelner Organe, die sich vererben, wie etwa die Farbe der Augen oder des Haares, die Form der Nase, die Statur. Darin liegt nun weiter durchaus nichts Rätselhaftes oder gar Unbegreifliches. Es ist beispielsweise einer der häufigsten und folgenschwersten Fälle, ja eigentlich beinahe naturgemäß, daß ein Kind schmalbrüstiger Eltern wieder schmalbrüstig wird. Und ebenso wie sich — nach statistischen Angaben mehr von der Mutterseite her — geistige Anlagen vererben, ebenso können sich auch krankhafte Anlagen von der leichten Absonderlichkeit bis zur

Digitized by Google

Anlage von Geisteskrankheiten vererben. Wohlverstanden: können, aber nicht müssen!

Aber es ist ein großer Unterschied zwischen einer angeborenen Infektion und einer angeborenen Krankheitsanlage. Erkrankungen gehören ärztlich behandelt, darüber sind sich wohl alle einig. Weniger klar ist indes die Erkenntnis, daß gegen die angeborene Anlage möglichst frühzeitig eingewirkt werden muß, und daß sie bekämpft werden kann. Denn eine Anlage, eine Disposition zu einer Krankheit, ist noch keinesfalls das Leiden selbst, und durch geeignete Maßnahmen kann nicht nur verhindert werden, daß ein bedrohtes Kind erkrankt, es kann auch auf die Anlage Einfluß gewonnen, es kann die Natur korrigiert werden, und zwar bis zu dem Maße, daß allmählich die Krankheitsanlage schwindet und die betreffende Person keiner erhöhten Krankheitsgefahr mehr ausgesetzt ist. Allerdings muß die Fürsorge meist schon in den ersten Lebenstagen beginnen und sie ist oft grausam gegen Eltern und Kinder in ihrer unerbittlichen Konsequenz. Das gilt vor allem für die Tuberkulose.

Diese Erkrankungsform gilt im Volk als ausgesprochen erblich. Die Ärzte aber sind in ihrer großen Mehrzahl durchaus anderer Meinung. Es ist meines Wissens noch in keinem einzigen Fall absolut sicher und einwandfrei festgestellt worden, daß ein Kind Tuberkulose mit auf die Welt gebracht hat. Wohl aber ist die Anlage vererblich, sei es in Form einer besonderen Schmalbrüstigkeit, welche die Entwicklung und Entfaltung der Lungen beeinträchtigt, sei es in einer besonderen Empfänglichkeit des Organismus. Ist nun aber von den beiden Eltern vor allem die Mutter an einer offenen Tuberkulose erkrankt, das heißt mit einer solchen Form dieses Leidens, bei der die krankheitserregenden Bazillen nach

Digitized by Google

außen gelangen, wie dies bei Lungenhusten geschieht, so kann schon in den ersten Lebenstagen eine Ansteckung des Neugeborenen, besonders bei vererbter Veranlagung, erfolgen, die dann später zu dem völlig falschen Schlusse führt, daß die Krankheit angeboren sei.

In einem Falle gebar eine tuberkulose Mutter Zwillinge. Eines der Kinder wurde aufs Land zur Erziehung gegeben und entwickelte sich dort zu einem völlig gesunden Wesen. Das bei der Mutter verbliebene Kind ist von der leidenden Frau infiziert worden.

Ähnlich ist es bei geistigen Erkrankungen. Nehmen doch die Kinder unwillkürlich die Denkungs- und Gemütsart ihrer Umgebung an. Ist diese abnorm, dann kann auch leicht bei dem Kind die gleiche Abnormität sich einstellen, während es in gesunder Umgebung gesund bleibt.

Die erste Notwendigkeit für eine entschiedene Bekämpfung angeborener Krankheitsanlagen ist daher die Unterbringung eines gefährdeten Kindes in gesunder Umgebung. Diese Forderung wird oft als grausam empfunden, aber das darf nicht in Betracht kommen, wenn es sich um die Gesundheit handelt, und darf dem Arzte nicht als Gemütlosigkeit ausgelegt werden. Mehr als überall gilt in solchen Fällen der Satz, daß ein barmherziger Arzt, ein allzu weichherziger, oft ein schlechter Berater und Helfer ist.

Mit der Ausschaltungsmöglichkeit der unmittelbaren Übertragung ist zwar schon viel getan, aber durchaus noch nicht alles. Es muß die ganze Erziehung daraufhin angelegt werden, daß der Veranlagung entgegengearbeitet und womöglich jede Übertragung von dritter Seite verhindert wird. Dies geschieht beispielsweise bei Anlage zur Tuberkulose vor allem durch Unterbringung in einer ländlichen, staubfreien Gegend und in einer gesunden Familie.

Digitized by Google

Abhärtung gegen Witterungseinflüsse ist besonders deshalb geboten, weil auf der Grundlage von an und für sich harmlosen Katarrhen bei besonders veranlagten Individuen sich leicht schwere Krankheiten entwickeln können. Dabei muß versucht werden, den Körperbau zu regulieren, was sich in den ersten Lebensjahren durch systematisches Vorgehen und vor allem durch Geduld erreichen läßt. Ein schmaler Brustkasten kann durch geeignete Leibesübungen zur normalen Entfaltung gebracht werden. Es braucht dazu keiner komplizierten Maschinerie: Freiübungen, Hantelstoßen, Schwimmen erfüllen vollständig den Zweck, aber es muß mit unermüdlichem Eifer danach getrachtet werden, hier Wandel zu schaffen.

Krankhafte Geistesanlagen sind ebenfalls zu beeinflussen. Auch in solchen Fällen wird von Jugend auf eine Umgebung gewählt werden müssen, die geistig gesund, wenn auch manchmal dabei geistig primitiv ist. Vor allem muß sie frei sein von jenem Nährboden, auf welchem alle geistigen Abnormitäten üppig wuchern, der Nervosität.

Die weitere Fürsorge wird sich aber noch über die Jugendzeit hinaus auch auf das spätere Leben, auf die Zeit der Erwerbstätigkeit erstrecken müssen. Die Berufswahl ist besonders wichtig; das Kind muß so beeinflußt werden, daß sich seine Neigung einem Beruf zuwendet, der frei ist von schädlichen Momenten. So mancher würde körperlich und geistig gesund bleiben als Landwirt, als Gärtner oder Förster, der in der Fabrik, im Büro oder im geistigen Beruf unter der ererbten Anlage leiden muß. Soziale Vorurteile dürfen keine Rolle spielen, wenn es sich um die Gesundheit und geistige Wohlfahrt eines Menschen handelt.

Digitized by Google

Das Ulmer Fischerstechen

Von Justus Michahelles / Mit 7 Bildern

Daß in unserer Zeit Volksfeste wieder gefeiert werden, hat einen tieferen Sinn, als es oberflächlicher Betrachtung erscheint. Allerdings verstehen wir unter Volksfesten nicht geschäftliche „Unternehmungen", wobei es vor allem darauf angelegt ist, den Leuten möglichst viel Geld aus den Taschen zu ziehen, oder gar Schaustellungen, die den Zweck haben, Tausende aus der Ferne anzulocken, um durch einen raffinierten und deshalb öden „Festbetrieb" Umsatz aller Art zu erzielen. Und noch weniger kann man von den „Rummelplätzen" der Großstädte behaupten, sie hätten auch nur das Allergeringste mit einem Volksfest gemein. Volksfeste im wahren Sinn sind leider immer seltener geworden, ja man darf wohl behaupten, sie sind fast ausgestorben. Der Gründe sind viele, warum das so geworden ist, und weshalb nur noch auf dem Lande Volksfeste möglich sind. Auch in kleineren Städten ist ein wahres Volksfest nicht ganz undenkbar. Einer der Hauptgründe zu ihrem Erlöschen ist das Zerfallen eines Gemeinwesens in verschiedene Schichten, die sich voneinander gesondert haben und sich fremd, ja sogar feindlich gegenseitig ablehnen. Überall, wo soziale Gegensätze schroff hervortreten, kann es Volksfeste nicht mehr geben; im besten Falle läßt sich nur noch eine Art Massenzusammenlauf „arrangieren", wobei indes deutlich hervortritt, daß sich abermals Gruppen absondern. Das wird bei der Anlage solcher „Feste" sichtbar, denn es gibt da nach Ausstattung der „Hallen" oder „Buden", vom „feinen Weinausschank", der „Bar", dem „vor-

Digitized by Google

Mochel, Ulm.

Gruppe von Teilnehmern am Fischerstechen in der historischen Kleidung, wie sie bei den Festen üblich ist.

Digitized by Google

nehmen Café", bis zum ungedeckten „Wiesenbetrieb", alle Abstufungen, die für die „vornehmen" Leute und den „gemeinen" Mann berechnet sind. Vom „Künstlerkonzert" bis zur „Krachmusik" bestehen gradweise Stufen und Unterschiede, wie in der Darbietung verschiedener Art leiblicher Genüsse. Volksfeste aber sind das nicht, denn bei diesen gibt es, oder, richtiger gesagt, gab es keine Ranggrade. Welch ein gewaltiger Unterschied vom aufgetakelten Berliner „Lunaparkbetrieb" bis zu einer Kirchweihfeier in einem weit von jeder Stadt entlegenen Dorf.

Schlimmer als je zuvor grassieren unter uns Klassengegensätze. „Volk" wird ironisch und spöttisch gebraucht. Die Zerklüftung ist so traurig wie verhängnisvoll. Die Glieder sind uneins geworden, der Magen liegt mit dem Kopf in Streit, die Arme mit den Füßen, was Wunder, wenn das graue Elend überhand nimmt. So ist es nun wohl verständlich, wie es gemeint ist, als behauptet ward, es läge ein tieferer Sinn darin, wenn man da und dort wieder versucht, Volksfeste zu feiern. Es ist die Sehnsucht nach Einigung, das tiefe Verlangen nach Frieden, der Wunsch, gehässiger Sonderung eine Brücke zu bauen. Der Gedanke daran braucht dabei gar nicht die eigentliche Triebkraft zu sein, ja, er ist es bewußt wohl kaum dort gewesen, wo man alte Volksfeste zu erneuern suchte. Im Herzen aber fühlte man das Bedürfnis umso stärker.

Wahre Volksfeste fördern das Gefühl der Zusammengehörigkeit und stärken den Gemeinsinn, nicht zu verwechseln mit verständiger, aber gefühlsarmer und seelenloser Gemeinnützigkeit. Vor mehr als achtzig Jahren schrieb ein klarsehender Mann: „Wer das ganze Jahr nie aus seiner Werkstätte, Schreibstube oder seinem Studierzimmer kommt, wer nie sein Dorf verläßt, als um die Erzeugnisse seiner Äcker, Felder und Herden auf den Markt

Digitized by Google

Während des Umzugs wird verschiedene Male getanzt, wobei zwei Narren und ein Bauernpaar eine Rolle spielen.

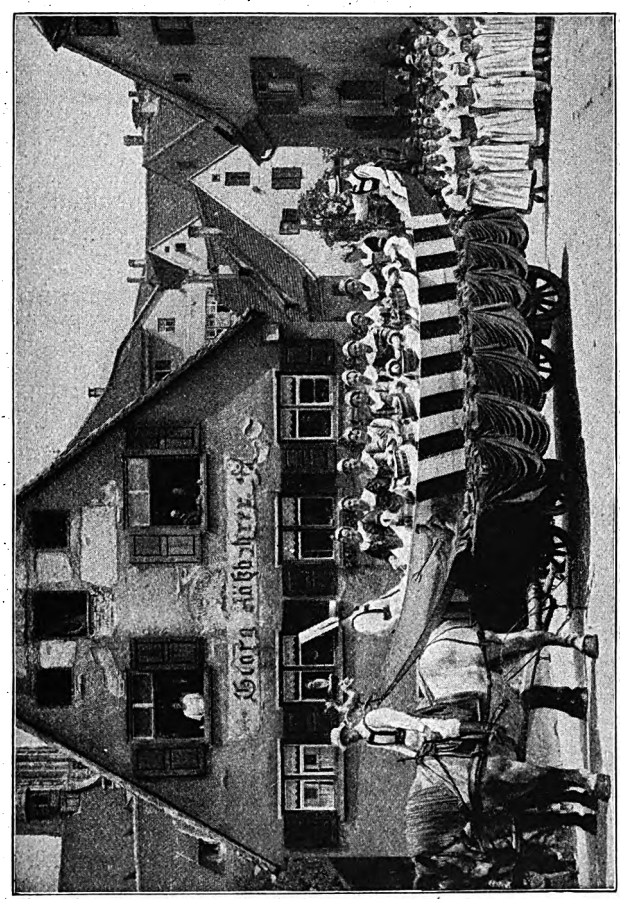
Digitized by Google

zu bringen, wer nie mit größeren Massen Menschen zusammenlebt, kann ein guter Mensch dabei bleiben; aber das Bewußtsein, daß er nicht bloß seinem Hause, seiner Familie, seinem Dorf oder seiner Stadt, sondern auch dem Staat angehört, stumpft sich ab, und er vergißt am Ende, was für Pflichten und Rechte er als Glied des Staates, als Staatsbürger hat. Volksfeste wecken aus diesem politischen Schlaf."

Verschiedenheiten des Standes, des Berufes und der Lebensart bestanden immer; aber in früheren Jahrhunderten lebten die Menschen noch nicht so gleichgültig aneinander vorbei. Echte Volksfeste feierte man noch gemeinsam, und manches Vorurteil, manche Abneigung, ja nicht selten mancher Zwist, wurde an fröhlich verbrachten Tagen, in denen man einander nahe kam, getilgt. Wer ein treues Bild solchen festlichen Lebens, so wie es einmal war, kennen lernen will, der lese Gottfried Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten". Vielleicht finden wir in den Jahren der Not zu dem schlichteren Wesen von einst zurück und lernen bescheidene Feste wieder schätzen, die nicht ausschließlich rohen Belustigungen, wildem Taumel und ausschweifender, wüster Unmäßigkeit Vorschub leisten. In guten Zeiten atmete an solchen Tagen das Volk einmal tief auf und ein heiteres Erinnern wirkte in saueren Wochen noch in herzerwärmender Frische nach. Alle wahren Volksfeste sind aus dem frischen, kräftigen Leben der Menschen erwachsen. Niemand kann sie erfinden. Kein Volksfest, nur ein „Rummel" läßt sich „arrangieren". Aber auch alte, einst schöne Feste kann man nicht in unsere Zeit verpflanzen. Es gibt sonst nur ein fast gespensterhaft wirkendes Treiben, eine kulturgeschichtliche Maskerade, im besten Falle ein verblüffendes Schaugepränge, das kein Herz höher schlagen läßt.

Digitized by Google

Die Ulmer erinnerten sich heuer wieder ihres nie ganz erloschenen, uralten Volksfestes, des „Fischerstechens",



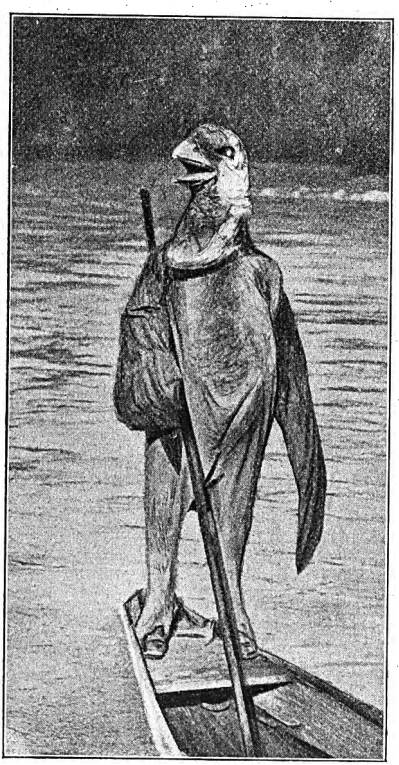
Mogel, Ulm.

Festwagen mit Fischerfrauen in ihrer hübschen alten Tracht.

das sie zum letztenmal im Juli 1912 zur Einweihung der neuen Donaubrücke gefeiert hatten. Diesmal ging das

Digitized by Google

fröhliche Spiel im Mai vor sich. In alten Zeiten ist jedes zweite Jahr „gestochen" worden, und zwar am „Schwörmontag", dem Tag, an dem ehedem das Volk die Verfassung Ulms und die Treue dem regierenden Bürgermeister und das Stadtoberhaupt die Verfassung und die Treue zum Volke beschwor.



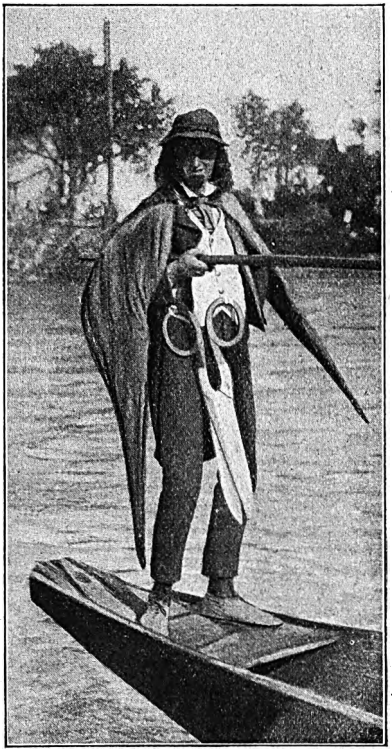
G. Blumenschein, Ulm.
Der Ulmer Spatz.

Das war noch eine Zeit, als am 19. Oktober 1745 dreiundvierzig Schiffe von Ulm aufbrachen, um am 27. Oktober „glücklich und erfreulich" in Wien anzulangen. Die Ulmer Schiffer fuhren mit ihren schwerbefrachteten „Schachteln" donauabwärts bis in die entlegensten Gegenden. Diese Leute waren ein gesunder, wetterharter, kräftiger Menschenschlag, die im „Wasserturnier" auf der Donau eine mannhafte Belustigung liebten.

Mit den Vorbereitungen zum „Stechen" hebt schon ein

Digitized by Google

lebhaftes Treiben an, und wenn dann der Aufzug der Fischer beginnt, spielt Musik und die Schlegel wirbeln auf den Trommeln. Hinter den in der Tracht der Ulmer Stadtsoldaten um 1780 gekleideten Musikanten schreitet der Herold einher, dem ein Zunftfahnenträger folgt. Zwei Schalksnarren, Bauer und Bäurin, drei Trommler, Speerträger, Zunftmeister und achtzehn Paare „Stecher" ziehen hinterdrein. Von Pferden gezogen kommt ein Schiff heran, in dem Fischerfrauen sitzen; Fischermädchen schließen sich an, dann der Träger des „Willkomm" mit Begleitung und zuletzt die Bootsfahrer, die beim Stechen die Fischer im Nachen fahren.



G. Blumenschein, Ulm.
Der Schneider von Ulm.

Ein fröhliches, buntes Gewimmel. Unterwegs wird an einzelnen Stellen, zuerst vorm Rathaus, gehalten und getanzt. Die Stecherpaare sind je nach Laune kostümiert.

Digitized by Google

Diesmal fehlte der berühmte „fliegende Schneider von Ulm", der wunderliche Berblinger, nicht, neben dem der „Ulmer Spatz" marschierte. Ein paar andere Stecher zogen als Amerikaner und Japaner zum Turnier aus; man sah einen Kuhhirten neben einem Ratsherrn gehen und auch ein alter und ein moderner Raubritter fehlte nicht. Unterwegs geht's lustig zu, und nicht nur die Narren treiben allerlei Possen.

G. Blumenschein, Ulm.

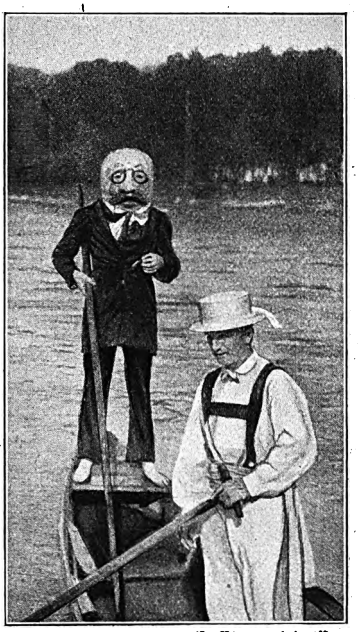
Der jetzige Oberbürgermeister Dr. Schwammberger, von einem maskierten Fischer dargestellt.

Die im Zug mitgetragenen Waffen sind lange hölzerne Speere, mit einem Querholz, das beim Stechen auf der Brust ruht, und vorn mit einer runden hölzernen Kappe versehen.

An der Donau angekommen, wird noch einmal getanzt. Dann werden die Stecher an beiden Ufern auf die Nachen verteilt. Von weißgekleideten Ruderern nach Leibeskräften getrieben, stoßen die Kähne mit den Kämpfern gleichzeitig vom entgegengesetzten Ufer ab. Der größte Vorteil ist Schnelligkeit und Stetigkeit beim Rudern. Das Boot darf so wenig als möglich schwanken, denn die Gegner stehen auf

Digitized by Google

dem schmalen äußersten Ende. Wenn sie sich einander nähern, erheben sie langsam die Speere und suchen einander auf die linke Brust zu treffen. Nun muß der Speer blitzschnell zurückgezogen werden, weil nicht nur der Stoß des Gegners, sondern gleichfalls der Gegendruck des eigenen Stoßes aus der Balance bringen kann. Liegt einer zu weit vor, so kann er leicht in den eigenen Kahn fallen, was schmählich und gefährlich ist. Gewöhnlich stürzt der gut Getroffene seitwärts rücklings in den Fluß und wird schwimmend von seinem Boot aufgenommen. Oft kommt es vor, daß beide Gegner zugleich ins Wasser stürzen.



G. Blumenschein, Ulm.

Der ehemalige Oberbürgermeister v. Wagner, von einem maskierten Fischer dargestellt.

Ihren Rollen entsprechend gibt es lustige und komische Szenen, die den Zuschauern genug zum Lachen bieten. Mitunter setzt es aber auch derbe Stöße, und die nicht Gefallenen, die „Trockenen", streiten solange miteinander, bis alle ins Wasser gestürzt sind. Wenn einer mit allen der Reihe nach den „Umgang" gemacht hat und doch „trocken" geblieben ist, dem gebührt die Meisterschaft.

Digitized by Google

Aber es gibt keinen anderen Preis als das Recht, auf dem Ball, der abends stattfindet, im Festgewand zu erscheinen. Die Geschenke, die während des Festzuges an den Hauptspeer gehängt worden sind, werden unter alle Stecher verlost, damit die „gute Harmonie" unter den Fischern erhalten bleibt. Das ist ein schöner Zug beim Ulmer Fischerstechen, das hoffentlich nie sportsmäßig betrieben wird.

Unter den alten Schaustücken von Gold und Silber, die im Jahre 1622 beim Stechen als Geschenk an den Hauptspeer gehängt wurden, befand sich eine Medaille mit der Umschrift: „Für das Vaterland alles zu tun und zu leiden bereit." Das sind Worte, die heute wieder einmal in den Herzen Widerhall finden sollten. Nur dann, wenn wir ihnen folgen, wird es uns trotz Not und Leid gelingen, als Volk am Leben zu bleiben und uns zu behaupten. Echte Volksfeste aber, wie das Ulmer Fischerstechen, sollten wir mehr haben, denn sie könnten dazu beitragen, den Geist der Eintracht zu pflegen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu stärken.

Digitized by Google

Der richtige Mieter

Groteske von Manfred Kyber

Es herrschte große Wohnungsnot, und Frau Sauerseel beschloß, ein Zimmer zu vermieten. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß das Zimmer keine Sonne hatte, sehr dunkel war und daß es nach sorgfältiger Sichtung wirklich nur noch die schlechtesten Möbel und die zerrissensten Teppiche enthielt, gab sie ihren hochherzigen Entschluß in der Zeitung bekannt.

Bereits am anderen Morgen erschienen einige Leute, die Frau Sauerseel der Reihe nach empfing. Die erste Person war eine Frau, also schon ein Grund, vorsichtig zu sein.

„Sind Sie verheiratet?" fragte Frau Sauerseel.

„Ja. Mein Mann arbeitet auswärts. Er ist am Tage wenig zu Hause."

„Das ist ein Vorzug. Aber Sie sind anwesend?"

„Ja, meistens."

„Das ist mir nicht angenehm. Ich suche eigentlich einen Mieter, der nie zu Hause ist. Haben Sie Kinder?"

„Ja, zwei Kinder."

„Dann verstehe ich nicht, wie Sie sich überhaupt herwagen konnten. Es ist doch wohl selbstverständlich, daß man seine Zimmer nicht an Leute mit Kindern vermietet."

„Meine Kinder sind gut erzogen und bereits schulpflichtig. Sie ruinieren nichts. Bitte, nehmen Sie uns doch, wir sind Flüchtlinge, und es ist für uns doppelt schwer, unterzukommen, weil wir keinen Hausrat mehr besitzen."

„So, Sie haben alles verloren?"

Digitized by Google

„Ja, wir haben nichts mehr."

„Haben Sie auch gehungert?"

„Monatelang."

„Da haben Sie wohl schreckliche Dinge erlebt? Erzählen Sie doch einmal."

Die Frau erzählte, und Frau Sauerseel hörte zu. Es war eine Geschichte voll Elend und Grauen.

„Ich bewundere Ihre zähe Natur," sagte Frau Sauerseel am Schluß, „es ist erstaunlich, was manche Leute aushalten können. Ich wäre dazu nicht imstande."

„Vielleicht geben Sie uns nun doch das Zimmer?" sagte die fremde Frau.

„Ich sagte schon, daß es bei mir ganz ausgeschlossen ist, daß ich an Leute mit Kindern vermiete. Selbst wenn ich eine Ausnahme machen wollte, es würde gegen meine Grundsätze verstoßen. Man darf sich selbst nicht untreu werden."

Die fremde Frau ging. Frau Sauerseel aber stärkte sich erst einmal durch ein zweites Frühstück.

„Es ist fabelhaft, wie solche Geschichten von Hunger und Elend den Appetit anregen. Die Ärzte haben sicher recht, wenn sie sagen, es sei von größter Wichtigkeit, was man beim Essen denkt."

Der nächste Mieter war ein Mann. Schon ein Grund, vorsichtig zu sein.

„Sind Sie verheiratet?"

„Nein, ich bin geschieden, habe keine Kinder und will das Zimmer für mich allein haben."

Der Mann hatte offenbar Übung im Zimmersuchen.

„Das ist schön und gut," sagte Frau Sauerseel, „aber bevor ich Ihnen die näheren Bedingungen sage, muß ich erst sicher sein, daß Sie nicht wieder heiraten wollen."

„Nein, ich habe nicht die Absicht, mich zu verheiraten."

Digitized by Google

„Es kann sein, daß Sie nicht die Absicht haben, aber man macht sich doch unwillkürlich seine Gedanken, wenn jemand sich scheiden läßt."

„Ich empfehle Ihnen, sich keine Gedanken zu machen," sagte der Mann, „schon weil sie falsch sein dürften."

„Ich habe schon sehr böse Erfahrungen mit dem Gerede der Leute gemacht und will mich dem nicht weiter aussetzen. Über meinen verstorbenen Mann hat eine inzwischen ausgewanderte Bäckersfrau in einem inzwischen abgebrannten Hause sehr häßliche Äußerungen getan."

„Ich erlaube mir darauf aufmerksam zu machen, daß nicht Sie, sondern ich geschieden bin, und daß ich meinerseits keinerlei Beziehungen zu Ihrem verstorbenen Gatten, noch zu einer ausgewanderten Bäckersfrau, noch zu einem abgebrannten Hause habe."

„Ich muß schon zur Bedingung stellen, daß Sie nie wieder heiraten," sagte Frau Sauerseel.

„Darf ich um eine Begründung dieser Forderung bitten?"

„Das ist doch mehr als einfach," sagte Frau Sauerseel, „wenn Sie wieder heiraten, könnte man doch sagen, Sie könnten die Frau, die Sie heiraten, hier in meinem Hause kennen gelernt haben, und man könnte annehmen, daß Sie meine Wohnung zu der Dame, die Sie kennen lernen könnten, in irgend eine Beziehung gesetzt haben könnten."

„Sie könnten eine Gans sein," sagte der Mann.

„Mein Herr, das ist eine Beleidigung, die Sie zurücknehmen werden."

„Gut, ich will sie zurücknehmen. Wenn ich mir näher überlege, so habe ich vielleicht auch unrecht. Sie sind keine Gans, sondern eher eine Pute."

„Das werden Sie auf der Stelle zurücknehmen," sagte

Digitized by Google

Frau Sauerseel, in der das zweite Frühstück vor Wut in Gärung überging.

„Ich will auch das zurücknehmen und gehen," sagte der Mann. „Aber denken Sie an mich in Ihrer letzten Stunde. Sie sterben um Martini."

„Wie meinen Sie das?" fragte Frau Sauerseel, „sind Sie hellseherisch veranlagt?"

Ein Schauer überlief sie, der die Bekömmlichkeit des zweiten Frühstücks noch mehr in Frage stellte.

„Ich meine das so," sagte der Mann in sehr besorgtem Tone, „Geschöpfe mit Ihrer Veranlagung sind um Martini herum leicht einem gewaltsamen Ende ausgesetzt."

Frau Sauerseel verstand.

„Ich werde Sie verklagen," schrie sie böse.

„Auf diese Äußerung können Sie nicht klagen," sagte der Mann, „sie ist in wohlmeinender Form erfolgt und beruht auf einer durchaus erlaubten persönlichen Impression."

Der Mann empfahl sich, und eine junge Dame erschien.

Ehe jedoch Frau Sauerseel mit ihr zu verhandeln begann, überzeugte sie sich, daß auch ihr Dienstmädchen die Türklinken fleißig putze, und zwar zum neuntenmal an diesem Morgen, denn Frau Sauerseel war der Ansicht, daß ein dienender Mensch nie eine freie Minute haben dürfe, anderenfalls käme er auf schlechte Gedanken oder ruiniere die Möbel.

Die junge Dame wartete im Zimmer, das zu vermieten war.

„Das Zimmer hat leider keine Sonne," sagte sie, als Frau Sauerseel zurückkam.

„Wenn das Zimmer Sonne hätte, würde ich es nicht vermieten," sagte Frau Sauerseel verletzt, „sind Sie verheiratet?"

Digitized by Google

„Nein, ich bin Malerin und alleinstehend."

„Eine Malerin ist unangenehm, ich befürchte, daß Sie Modelle haben. Hoffentlich keine männlichen. Ich sehe auf strengste Sittlichkeit in meinem Hause."

„Doch, ich habe auch männliche Modelle. Aber wenn Sie es verlangen, kann ich mich hier auf weibliche beschränken."

„Können Sie nicht Stilleben malen oder noch besser Landschaften, so daß Sie immer auswärts sind?"

„Nein, das kann ich nicht," sagte die Dame.

„Husten oder niesen Sie zuweilen?"

„Ich huste und niese nur, wenn ich erkältet bin."

„Hier dürfen Sie aber nicht husten oder niesen, das stört mich."

„Ich werde in eine Klinik gehen, wenn ich erkältet bin," sagte die Malerin ergeben, denn es war das neunundneunzigste Zimmer, das sie vergeblich besichtigt hatte.

„Darauf kann ich mich nicht einlassen," sagte Frau Sauerseel, „die Krankenhäuser sind jetzt so überfüllt, und was mache ich, wenn Sie keinen Platz darin finden?"

„Dann bliebe mir allerdings nur Selbstmord übrig," sagte die Dame.

„Unterstehen Sie sich," schrie Frau Sauerseel, „wenn Sie solche Sachen unternehmen wollen, dann tun Sie das gefälligst auswärts, aber nicht in meinem Hause."

„Aber wenn ich nun huste oder niese?"

„Eben diese Gefahr scheint mir doch zu groß bei Ihnen, Sie sehen mir überhaupt recht schwach und kränklich aus. Nein, Sie sind nicht der richtige Mieter für mich."

Frau Sauerseel empfing den ganzen Tag Leute, die das Zimmer haben wollten, aber der richtige Mieter war nicht dabei.

Endlich erschien ein Mann, der unruhig aussah, aber

Digitized by Google

ruhig sprach. Sein Knochenbau hatte etwas Bedrohliches, aber er schien wirklich allen Bedingungen von Frau Sauerseel gewachsen zu sein.

Das Verhör begann.

„Sind Sie verheiratet, geschieden oder haben Sie Kinder?"

„Keines von allem war, ist und wird sein."

„Husten oder niesen Sie?"

„Ich habe überhaupt keine Funktionen."

„Was sind Sie von Beruf?"

„Das läßt sich nicht so genau erklären. Ich bin aber fast niemals zu Hause und miete das Zimmer eigentlich nur, um einige Kleinigkeiten abzustellen."

„Das Zimmer steht mir dann natürlich in Ihrer Abwesenheit zur Verfügung?"

„Selbstverständlich."

„Der Preis beträgt monatlich fünfhundert Mark, aber ich behalte mir eine Steigerung von Tag zu Tag vor."

„Das ist billig und nicht mehr als begreiflich."

„Außerdem erfolgt ein Aufschlag, da die Monate verschieden lang sind und sich in einem Vierteljahr ein Überschuß an Tagen ergibt, der ungefähr eine Woche ausmachen dürfte."

„Das ist nur astronomisch richtig gedacht."

„Sie kommen für jeden Schaden, der an den Möbeln entsteht, auf und zahlen auch eine angemessene Summe für das Ansehen der Gegenstände, das Abnutzung in sich schließt, die ich bei Kurzsichtigen höher berechne."

„Das verstehe ich vollkommen. Ich bin zwar nicht kurzsichtig, aber ich will gerne den Abnutzungspreis für die Kurzsichtigen bezahlen. Es kann ja doch einmal vorkommen, daß mich ein Kurzsichtiger besucht."

„Besuche dürfen Sie aber nicht viele empfangen."

Digitized by Google

„Ich dachte, einen oder zwei im Jahre. Einen zu Weihnachten und einen zu Ostern. Ich bin auch gern bereit, hierfür eine besondere Entschädigung zu entrichten."

„Sie dürfen das Zimmer haben," sagte Frau Sauerseel, „Sie sind der richtige Mieter für mich."

„Das ist mir eine Herzensfrage," sagte der Mann.

Am anderen Tage zog der Mann ein. Drei Packer schleppten zwei Stunden lang seine Habseligkeiten in das Zimmer.

„Ich dachte, Sie wollten bloß einige Kleinigkeiten hier abstellen?" fragte Frau Sauerseel.

„Das sind auch Kleinigkeiten," sagte der Mann, „meine eigentlichen Sachen kommen noch."

„Ja, wie soll denn das alles Platz haben zusammen mit meinen Möbeln?"

„Seien Sie unbesorgt, ich habe eine ganz vorzügliche Art, die Möbel meiner Vermieter unterzubringen. Ich brauche nur Zeit und Ruhe dazu."

„Aber Sie wollten doch verreisen und gar nicht hier sein."

„Ich rühre mich nicht, wenn ich erst einmal eingezogen bin."

Frau Sauerseel wurde schwach.

„Wir hatten baldige Steigerung vereinbart," sagte sie, „das Zimmer kostet von morgen ab tausend Mark im Monat."

„Von mir aus zehntausend," sagte der Mann.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine das wörtlich, denn da ich doch niemals etwas bezahle, ist es mir auch ganz gleich, was ich Ihnen schuldig bin."

Frau Sauerseel erlitt einen Schwächeanfall und wurde vom Dienstmädchen ins Bett gebracht, was insofern gut

Digitized by Google

war, als das Dienstmädchen sonst am Ende nichts zu tun gehabt und auf schlechte Gedanken gekommen wäre.

Frau Sauerseel hatte eine schlechte Nacht. Nicht nur der seelisch-pekuniären Erschütterung wegen, sondern weil ihr neuer Mieter hustete und nieste und gegen drei Stunden schnarchte.

Am Morgen kündigte Frau Sauerseel und behielt sich alle Schadenersatzforderungen bis in das dritte und vierte Glied vor.

„Sie haben übrigens gehustet und genießt," sagte sie.

„Das ist bloß ein wenig Säuferhusten, Sie sollen mich erst mal hören, wenn ich dazu noch erkältet bin. Dann kann man geradezu taub werden."

„Geschnarcht haben Sie auch drei Stunden. Im übrigen riecht es abscheulich in Ihrem Zimmer."

„Es ist doch die Höhe der Frechheit, daß Sie sich über den Brandgeruch Ihrer eigenen Laken beschweren, die ich mir zum Kochen meines Frühstücks, angezündet habe. Aber ich nehme morgen die Ölbilder zum Heizen, das riecht angenehmer und brennt sehr viel besser. Geschnarcht habe ich nicht drei Stunden, sondern zwei. Die dritte Stunde habe ich gesägt und nicht mit dem Maul, sondern mit einer Säge."

„Laken verbrannt?? Gesägt???"

Frau Sauerseel wurde so weiß, wie die Laken einmal waren.

„Ja, ich zersäge Ihre Möbel und verheize sie. Das tue ich immer. Das schafft Platz für meine Sachen, ich sagte Ihnen doch schon, daß ich eine so famose Methode habe, meine Sachen und die meiner Vermieter in Einklang zu bringen. Ich habe Ihre Kommode zersägt. Eine heillose Arbeit, kann ich Ihnen sagen, aber wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Ich arbeite und darum habe ich auch

Digitized by Google

schon in Ihrer Vorratskammer alles aufgegessen. Es waren sehr gute Sachen, nur sorgen Sie in Zukunft dafür, daß etwas Pikantes dabei ist."

„Die Kommode, die ich Ihnen hereingestellt habe, haben Sie zersägt???"

Frau Sauerseels Stimme sprach nicht mehr, sondern fistelte.

„Ach, nicht doch das schofle Zeug, das Sie mir hereingestellt haben. Ich meine die Mahagonikommode mit den Goldbeschlägen, die ich nachts aus Ihrem Salon holte. Ich will nämlich da mehr Raum schaffen, weil ich dort wohnen will, hier ist zu wenig Sonne, und ich befürchte, daß Ihre Möbel mir zur Heizung nicht reichen werden, wenn das Zimmer so kalt ist. Aber eines kann ich Ihnen sagen, es ist ein ehrliches Stück Arbeit, Mahagoni zu sägen, und die Goldbeschläge sind überhaupt nur mit dem Beil abzuschlagen. Ich habe sogar ein Beil daran ruiniert, aber es war Ihres."

„Sie zerschlagen ja alle meine Sachen!" kreischte Frau Sauerseel.

„Das ist meine Absicht. Darum bin ich eingezogen. Ich habe mir einen Überschlag gemacht und hoffe bis Weihnachten alles kaputtgeschlagen zu haben. Dann ziehe ich wo anders hin. Ich bin kein Dauermieter, weil ich gern ein warmes Zimmer habe, und so viel Möbel haben die Leute meist gar nicht."

„Sie haben also überall alles zerschlagen?"

„Nur zum Teil. Den anderen Teil verkaufe ich für Nahrungsmittel. Wer arbeitet, soll auch essen. Aber vorläufig genügt mir Ihre Speisekammer, und so werden auch die Möbel bis Weihnachten zur Heizung reichen."

Frau Sauerseel wurde rot wie Mahagoni und dann weiß wie ein Laken. Sodann, ohne eine dritte Verfärbung

Digitized by Google

abzuwarten, stürzte sie sich zum Fenster hinaus. Unten angelangt, beschloß sie ihre Existenz. Sie wurde aufgesammelt und ihre Überreste wurden einer Sektion unterzogen, weil man Wahnsinn annahm.

Man fand die Ernährungsorgane überentwickelt, die Bewegungsorgane unterentwickelt, statt des Gehirns fand man einen Putzlumpen und an Stelle des Herzens ein Möbelverzeichnis.

Die Ärzte sagten einstimmig, es sei kein Mensch, sondern eine seltene Anomalie gewesen. Leider war es ganz und gar keine Seltenheit, und man könnte einen solchen Sektionsbefund tagtäglich machen, wenn nur jede Frau Sauerseel den richtigen Mieter fände.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Ungewöhnliche Niststätten

Wie vorausgesagt, ist die Maikäferplage nicht ohne schwere Schädigungen für den Obstbau vorübergegangen. Es mußte sich rächen, daß man in brutaler Habgier um ihres Felles willen die Maulwürfe, die emsigen Vertilger der Engerlinge, ausrottete. Wo es nun dazu auch noch an Vögeln fehlt, den unermüdlichen Insektenvertilgern, kann man nur schwer über die Schädlinge Herr werden. Es zeigt sich eben immer deutlicher, daß es nicht ohne üble Wirkungen abgeht, wenn einseitige und unüberlegte Eingriffe in das Naturleben vorgenommen werden. So hat man in einer Gegend Deutschlands alle Sperber getötet, weil man sie als Feinde der Kleinvögel ansah, die man zu vermehren suchte. Da kam die unerwartete Überraschung. Die Kleinvögel nahmen auffallend rasch ab, denn ihre grimmigsten Feinde, die Eichelhäher, welche die Nester der Kleinvögel ausnehmen, konnten sich ungestört vermehren, weil ihr Vertilger, der Sperber fehlte. Irgendwie hängen eben alle einzelnen Lebewesen in der Natur zusammen, und ihre Beziehungen unter- und zueinander sind oft recht verwickelt. Diese Einsicht ist leider

Nest der Kohlmeise in einer Gießkanne.

Digitized by Google

noch nicht so allgemein verbreitet, als dies zu wünschen wäre. Es ist Sache der Wissenschaft vom Naturschutz, festzustellen, welche Organismen in den Lebensgemeinschaften der Natur fehlen oder in zu geringer Zahl vorhanden sind, und zu zeigen, wie diese vermehrt werden könnten. So besteht im Augenblick eine nicht geringe Gefahr für die Kleinvogelwelt, diesen wichtigen Schädlingsvertilgern.

Rotschwänzchennest in einem am Boden zerbrochenen Blumentopf.

Man sucht immer entschiedener jedes Stück Land nutzbar zu machen und dabei rottet man bedenkenlos alles Strauchwerk und die letzten Möglichkeiten aus, welche den Vögeln Gelegenheit zum Nestbau bieten könnten. Um bereits ausführlich Dargestelltes nicht zu wiederholen, verweisen wir unsere Leser auf den im Jahrgang 1921 Band 3, Seite 82 bis 91 unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" abgedruckten, mit 6 Abbildungen versehenen Aufsatz von Heinrich Repperg: Seltsame Niststätten. In dieser Abhandlung sind alle wesentlichen Punkte hervorgehoben, die den nützlichen Kleinvögeln das Leben erschweren. Im Jahrgang 1921 Band 7, Seite 116 bis 136 brachten wir einen Aufsatz: Schutz der heimischen Vogelwelt, in dem die Anlage von Nistgelegenheiten behandelt ist. Und heute möchten

Digitized by Google

wir wieder einmal zeigen, in welcher Weise sich Vögel, die kein natürliches Unterkommen finden konnten, zu helfen suchten. Leider werden dabei oft Plätze gewählt, die es allem möglichen Raubzeug nur zu leicht machen, die gefiederten Helfer zu vernichten. Rotschwänzchen, Grasmücken, Fliegenschnäpper, Meisen und Rotkehlchen, sowie viele andere Höhlenbrüter suchen die seltsamsten Unterkünfte für den Nestbau. Bedenkt man, daß ein

Grasmückennest in einer Konservendose, die zwischen zwei Blumenkästen lag.

Ein Nestkuriosum der Kohlmeise, die sich in einem alten Topf ansiedelte.

Blaumeisenpärchen den Jungen an einem Tage nicht weniger als vierhundertfünfundsiebzigmal Futter zutrug, dann möchte man diesen nützlichen Geschöpfen doch eine naturgemäßere Niststätte gönnen als irgend eine Wichsschachtel, eine Konservenbüchse oder einen weggeworfenen Kochtopf, der hinter Gerümpel in einem Winkel liegt. Man muß nun nicht denken, unsere Abbildungen zeigten in allen Fällen den Nestbau so, wie ihn die Vögel anlegten. Die photographischen Aufnahmen konnten erst dann gemacht werden, nachdem allerlei Kleinkram, Stangen, Gartengeräte, Bretter und dergleichen weggenommen wurden. Man hat diese

Digitized by Google

Dinge nach der Aufnahme wieder an Ort und Stelle gebracht, da sie einen gewissen Schutz boten.

Recht unglaublich wirkt das letzte unserer Bilder. Und dennoch illustriert es einen wahren Fall. Dr. J. Bergner schreibt darüber: Ein Mediziner hatte in seinem auf dem Flur stehenden Schranke einen Schädel liegen, auf den ein Scheuerweib achtlos einen nassen Lumpen warf. Dadurch wurde „das betrübte Beingerüst eines alten Sünders" stockfleckig und doch so moderig, daß man den wertvollen, weil ganz abnorm gebauten Schädel aufs flache Dach des Trockenbodens brachte, damit die Sonne ihn dort wieder bleiche. Als sich dann der Besitzer später wieder danach umsah, da bot sich ihm ein überraschendes Bild, fast ein Idyll, wenn der Kontrast nicht gar so grausig wäre. Ein Rotkehlchen, das ja mit Vorliebe in der Höhlung niederer Baumstrunke brütet, hatte den durchgesägten Schädel, dessen Decke daneben lag, zum Nestbau ausersehen. Der Kopf eines hingerichteten Verbrechers, in dem der Plan eines Raubmordes entstanden war, bot sich nun der Unschuld als Wiege.

Ein grausiges Rotkehlchennest.

Derartige Notwohnungen der Kleinvogelwelt muten des Ungewohnten wegen leicht komisch an. Und doch ist es nur die Not,

Digitized by Google

welche diese Geschöpfe dazu bringt, solch seltsame Brutstätten für die Jungen aufzustöbern und zu beziehen. Alles sollte deshalb getan werden, der Kleinvogelwelt die ihren Lebensgewohnheiten

Fliegenschnäpperneſt in dem Rohranſatzteil einer aufrecht weggeſtellten alten Dachrinne.

Brütender Zaunkönig in ſeinem Neſt in einer alten Hoſe am Gartenzaun.

Abbildung aus „Lebensbilder aus der Tierwelt" (R. Voigtländers Verlag in Leipzig).

entsprechenden Nistplätze zu schaffen. Wenn es auch um unserer Ernährung willen unvermeidlich ist, daß jeder Fleck ausgenützt wird, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Vögel wichtige, ja unersetzliche Vertilger all der Schädlinge sind, die unsere Kulturen bedrohen.

E. Pflüger.

Digitized by Google

Bücher sind nicht vogelfrei

Jeder Mensch, dem seine Bücher lieb sind, der sie aber nicht hinter Schloß und Riegel hält, sondern gerne einmal einen Band ausleiht, erlebt so ziemlich die gleichen Überraschungen. Fordert man ein Buch wieder zurück, so wird das schon als Beleidigung empfunden, und es geschieht nicht selten, daß jemand sich so verletzt fühlt, daß er sich von dem bereitwilligen Verleiher zurückzieht. Oft bekommt man zur Antwort, das Buch sei augenblicklich in anderen Händen, man habe es irgendwem gegeben, nur könne man nicht sagen, wer es gerade habe. Damit glauben viele Leute ihrer Verpflichtung ledig geworden zu sein, ein entliehenes Buch wieder zurückzugeben. Es ist überaus merkwürdig, daß die meisten Menschen ein Buch nicht als ein Wertobjekt ansehen, das man dem wieder einhändigen müsse, aus dessen Besitz es stammt. Wer von anderen Geld geliehen hat, fühlt sich als Schuldner und läßt nicht ohne Not den Makel an sich haften, seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen zu sein. Ein Buch nicht mehr zurückgeben, wird meist gar nicht als zweifelhaftes Tun empfunden. Es kommt sogar nicht selten vor, daß man den mitleidig belächelt, der es zurückfordert, während es als Beleidigung genommen wird, wenn es einem zu Ohren kommt, man sei ein böswilliger Borger. Ein geringer Geldeswert, den jemand irgendwo entliehen hat, wird als drückende Last empfunden, ein zehnfach teuereres Buch behält man jedoch ohne jede Beschwerde. Um den Wert eines Pfennigs sind Klagen anhängig gemacht worden, daß aber jemand vor Gericht zitiert wird, eines nicht mehr abgelieferten Buches wegen, hört man selten. Klagen über Bücher, die durch Ausleihen verloren gingen, sind uralt. Durch Einschreiben des Namens suchten sich Bücherbesitzer vor ihrem Verlust zu bewahren, manche fügten Mahnungen hinzu, nicht wenige Drohungen, die sich bis zu bösen Flüchen steigerten. So trug jemand ein:

„Gib stets zurück zur rechten Frist,
Mein Buch, das nicht das deine ist!"

Vor Büchermardern suchte sich ein anderer sein Eigentum mit den Verszeilen zu schützen:

Digitized by Google

„Liebes Büchlein laß dir sagen,
Wenn dich jemand weg will tragen,
Sag', laß mich in meiner Ruh',
Ich gehöre Jochen Pommer zu."

Kurz und bündig setzte ein dritter auf ein leeres Titelvorblatt:

„Kehr wieder!"

Um 1500 schrieb J. Tremper in seine Bücher:

„Thue mich heimlich nit verhalten,
Daß Gott der ewig dein muß walten."

Derber lauten Schutzverse in einem Gesangbuch aus dem Jahre 1795:

„Anton Mirtschink bin ich genannt,
Gröditz ist mein Vaterland,
Wer dies Buch stiehlt, der ist schlecht,
Er sei Herr oder Knecht."

In Schulbüchern des achtzehnten Jahrhunderts kann man nicht selten lesen:

„Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer mir's nimmt, der ist ein Dieb,
Wer mir's aber wiedergibt,
Den hab' ich lieb."

Nicht nur Mahnungen, auch schwere Drohungen und ausgesprochene Bücherflüche hat der bekannte Bibliophile Graf zu Leiningen-Westerburg aufgezeichnet. So schrieb ein gewisser Wöllwarth im siebzehnten Jahrhundert in seine Bücherei:

„Aus diesem Ort, wer etwas raubt,
Dem bleib' der Fluch, den Gott getraut."

Viel schlimmer lautet der Eintrag in einer alten Familienbibel:

„Dieses Buch ist mir lieb,
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb;
Er sei Herr oder Knecht,
Der Galgen ist sein Recht.
Kommt er in ein Haus,
So jagt man ihn hinaus;
Kommt er an einen Graben,
So fressen ihn die Raben;

Digitized by Google

Kommt er an einen Stein,
So bricht er Hals und Bein."

Kurz und bündig klingt ein Bücherfluch aus dem fünfzehnten Jahrhundert:

„Wer das puch stehl, desselben seel
Müsse sich ertoben, hoch an eim Galgen oben."

Den Leibhaftigen beschwor ein anderer Bücherfreund mit den Worten:

„Dies Buch g'hört Metken vom Holte;
Wer das find', der bring' dat wedder,
Oder der Teufel verbrennt ihm das Ledder;
Hüte dich!"

Mit wenigen Worten drohte ein Zornmütiger:

„Wer stiehlt das Buch, den trifft mein Fluch!"

Nach einer Mitteilung von Hans Runge in Braunschweig befindet sich in der Bücherei des Lübecker Museums für Kunst- und Kulturgeschichte eine Bibel, die auf dem Vorsatzblatt folgendes derbe Sprüchlein aus dem Jahre 1750 trägt:

„Hans Joachim Scharbau
gehört dieses Biebel zu,
das Buch hat er sehr Liebe,
wer ihme das stillt,
der wird gut Biergelt empfangen
mit dem Knüppel auf dem Kopf,
das er schriee (o Herre Gott!)
mit der Bierkannen in der Nacken,
daß ihm mögen die Rippen knacken."

Nicht nur in alten Zeiten fand man so kräftige Worte wie sie in Scheffels „Ekkehard" zu finden sind, wo es heißt:

„Wer dieses Buch wegträgt, den sollen tausend Peitschenhiebe treffen und Lähmung und Aussatz dazu."

Unmißverständlich drohte 1881 der Soldat Alwin Starke auf seinen Bücherzeichen:

„Dieses Buch das ist mein eigen,
Wer es anfaßt, kriegt Ohrfeigen.

Digitized by Google

Wer es wegnimmt, der kriegt Keile,
Das sage ich jetzt alleweile."

Pfeilstücker setzte 1889 die Worte aus Psalm 37, Vers 21 in seine Bücher:

„Der Gottlose borgt und gibt nicht wieder."

Witzig sind die Verse J. Keßlers von 1895:

„Geliehene Bücher wiedergeben
Wird oft versäumt von Jung und Alten;
Denn leichter ist's, die Bücher selbst,
Als was darin steht, zu behalten."

Beherzigenswert ist die Mahnung von C. Arnous:

„Wer seine Bücher lieb hat, verborgt sie nicht."

Man sieht, es war zu allen Zeiten bedenklich, Bücher zu besitzen, denn es gab und gibt immer Leute, die es nicht für bedenklich halten, fremdes Eigentum widerrechtlich an sich zu bringen. Und kürzlich klagte Arnold Höllriegel: Das zehnte Gebot mahnt, man solle nicht begehren seines Nächsten Weib, Kind, Magd, Knecht, noch alles was sein ist — von seinen Büchern wird nichts gesagt.

Nun ist endlich in der Schweiz ein Richter in Babikon bei Zürich zu einem beachtenswerten Urteil gekommen, das manchen, die Ursache haben, sich getroffen zu fühlen, bedenklich erscheinen dürfte. Ein Bäcker in Babikon hatte einem Freund ein Buch geliehen, das acht Franken kostete. Als er es auf seine Forderung nicht zurück bekam, strengte er Klage an. Der Richter erkannte auf Diebstahl, verurteilte den Büchermarder zu zwei Tagen Gefängnis, zwanzig Franken Geldstrafe und zur Rückgabe des Buches oder seines Wertes. In der Urteilsbegründung wurde erklärt, „ein Buch sei ein Familiengegenstand, so gut wie ein Möbel, der zur Wohlfahrt der Familie notwendig sei". Wahrhaftig, wie es im „Kaufmann von Venedig" Shakespeares heißt, „ein weiser, ein gerechter Richter". Würden andere Richter sich so verhalten, die Bücherflüche wären nicht mehr nötig, denn trotz aller Drohungen mit Galgen, Aussatz, Teufel und Lähmung halfen sie nichts. Endlich ist das Buch nicht mehr vogelfrei, wenigstens zu Babikon bei Zürich hat es damit ein Ende. E. Kar.

Digitized by Google

Was man täglich dutzendmal ansieht und doch nicht kennt

In unserem Aufsatz über die Vierundzwanzigstundenzählung, Band 10, Seite 178, ist darauf hingewiesen, daß man aus der Ferne eine Uhr ansehen und aus der Stellung der beiden Zeiger auch dann ziemlich genau auf die Minute die Zeit festzustellen vermag, wenn man die Zahlen des Zifferblattes nicht wahrnehmen kann. Wer möchte nun glauben, daß man auch bei der Zeitfeststellung nach der Taschenuhr, die man doch in ziemlicher Nähe zu betrachten gewöhnt ist, nicht anders verfährt? Wer sich selbst davon überzeugen will, vorausgesetzt, daß ihm das nun folgende nicht schon bekannt ist, lasse zunächst seine Taschenuhr wo sie eben ist und sehe sie zuvor nicht an. Nun nehme man ein Blatt Papier zur Hand und Bleistift oder Tinte und Feder, ziehe einen Kreis und suche nun in diesem die Zahlen so einzutragen, wie sie auf dem Zifferblatt der Uhr angebracht sind. Nach Beendigung dieses Versuches wird man nicht wenig von dem mißlungenen Ergebnis überrascht sein und begreifen, wie richtig die Behauptung ist, daß man etwas viele tausend Mal angesehen hat, ohne imstande zu sein, es richtig wiederzugeben. Es kann sich dabei ergeben, daß jemand eine Uhr mit römischen Zahlen auf dem Zifferblatt besitzt und doch solche in arabischer Form hinzeichnet. Aber auch der umgekehrte Fall ist möglich! Der erste Fehler, der uns bei Zifferblättern mit lateinischen Zahlen gemacht wird, ist die Angabe der Zahl vier. Gewöhnlich wird diese so IV angegeben; während sie auf der Uhr so IIII aussieht. Dann wird in der Reihenfolge von 1 bis 6 die römische VI in der eben wiedergegebenen Form eingezeichnet.

Diese Zahl fehlt jedoch meist ganz oder befindet sich nur zum Teil auf dem Zifferblatt, denn an ihrer Stelle befindet sich fast immer der kleine Kreis mit dem Sekundenzeiger. Häufig sind aus dem gleichen Grunde auch die Zahlen Fünf und Sieben nicht völlig vorhanden, da ein Teil von ihnen gleichfalls vom Sekundenzeigerraum beschnitten ist. Die römischen Zahlen werden obendrein häufig in der Richtung vom Rand her, an den sie mit dem

Digitized by Google

„Kopf" stoßend aufgemalt sind, irgendwie verkehrt zu Papier gebracht. Wenn nun gar noch angegeben werden soll, wie der Ring des Sekundenzeigers beziffert ist, ob in römischen oder arabischen Zahlen, so ergeben sich weitere Irrtümer. Manche Uhren tragen nun auf dem Zifferblatt auch noch irgend einen schriftlichen Vermerk, so die Firma des Herstellers. Auch hier wird man erfahren, daß dies dem langjährigen Eigentümer nicht bekannt ist.

Damit ist die Reihe der unbekannten Formen eines so oft angesehenen Gebrauchsgegenstandes noch nicht erschöpft. Will man noch feststellen, in welcher Weise der in Minuten geteilte Rand des Zifferblattes beschaffen ist, so stellen sich weitere Überraschungen ein. Und nicht weniger lehrreich fällt ein Versuch aus, die Formen der Zeiger richtig darzustellen.

Will man nun, nachdem man sich selbst vergewissert hat, wie wenig bewußt man das Zifferblatt der eigenen Uhr betrachtet hat, andere davon überzeugen, daß es sich bei ihnen nicht besser verhält, so stelle man die hier beschriebenen Aufgaben. Das Ergebnis wird dann auch die Überzeugung festigen, daß die Zeitfeststellung nach der Taschenuhr in einer Weise erfolgt, wie sie in unserem eingangs erwähnten Aufsatz für die Fernbetrachtung einer Turmuhr erfolgt. Es verhält sich übrigens mit vielem anderen nicht besser. Man vermag oft nicht anzugeben, von welcher Farbe die Augen einer Person sind, mit der man lange Zeit bekannt ist. Ja sogar über die Haarfarbe sind gröbliche Täuschungen möglich. Unter einer ganzen Reihe von Beschreibungen der Augen Goethes, die von hochgebildeten Männern und Frauen stammen, die ihm im Leben mehr oder weniger nahe standen, finden sich widersprechende und durchaus falsche Angaben. Nur ein junger Naturforscher, Soret, hat die Farbe der Augen Goethes richtig beschrieben. Die meisten Menschen gaben einen durch lebhafte Phantasie getrübten Bericht. Sogar die durch Messung genau festgestellte Größe Goethes schwankt in den Angaben der Zeitgenossen. Sie stellten ihn unter dem Eindruck seiner geistigen Bedeutung meist viel größer dar als er war. Doch dies führt in ein Gebiet, das hier nicht behandelt werden kann und des öfteren in Zeugenaussagen so verhängnis-

Digitized by Google

voll wirkt, nämlich in die überaus verwickelten Probleme der psychologischen Irrtümer. V. Sch.

Der gesunde Menschenverstand, Geheimwissenschaft und Hühnerzucht

Wenn man bedenkt, welche Summe heute für ein Ei verlangt wird, dann begreift jedermann, warum in meist höchst ungeeignetem Winkel Hühner eingepfercht werden. Leute, die sich sonst nie darum gekümmert hatten, in welcher Weise Hühner behandelt werden müßten, entwickelten über Nacht wahrhaft erschreckende Kenntnisse als „Hühnerologen". Da gab es schwierige Fragen zu lösen, wozu sich jeder berufen fühlte, sobald er es einmal soweit gebracht hatte, einen Hahn und eine Henne auf dem Küchenbalkon oder im Keller unterzubringen. Man fühlte sich überlegen, gehörte man doch einer Zeit an, in der alles schlankweg „glatt" erledigt wurde. Wer kennt nicht die Schlagworte: „Det wird jefingert!", „Wat jehen soll, jeht!" oder die kürzeste Formel „m. w." = „machen wir!"

Legten die Hühner nun wirklich Eier, da hätte man gern sicher wissen mögen, ob ein Ei befruchtet sei oder nicht, und was noch viel bedeutsamer war, welchen Geschlechts das aus dem Ei schlüpfende Küken angehörte. Denn vor allem wollte man ja Hennen besitzen, da leider nur diese Geschöpfe Eier zu legen gewohnt sind.

Fix, selbstbewußt und gerissen wie man war, glaubte man bald hinter diese Schliche zu kommen. Erkundigte man sich bei gelehrten Naturwissenschaftlern, so erklärten diese, es gäbe kein sicheres Merkmal dafür, ob Eier befruchtet seien, und noch weniger wäre es möglich, vorauszubestimmen, ob Hühnchen oder Hähnchen ausgebrütet würden. Daß die gelehrten Leute, die sich ja auch sonst im Leben als denkbar ungeeignet für „glatte Geschäfte" erwiesen, nichts wüßten, war den Durchschnittserfolgleuten keine große Überraschung. Woher sollte denn auch solch ein „Gehirnfatzke" seine Weisheit haben.

Nun wendete man sich an ernste Züchter und wollte sich von diesen „Fingerzeige" geben lassen. Wenn nun auch die Praktiker damit aufwarteten, daß man Gewisses nicht wisse, da war die

Digitized by Google

Überraschung nicht gering. Na, ja, daß es mit der Theorie nichts auf sich habe, war nicht zu verwundern, daß aber auch die Praktiker versagten, fand man geradezu bedenklich.

Da blieb also nur übrig, selbst einmal die „Sache in die Hand zu nehmen", die „Geschichte zu drehen". Und wozu wäre einem denn der gesunde Menschenverstand gegeben, den durfte man doch nur „richtig funktionieren" lassen, dann klappte alles ohne weiteres.

Das sah doch jeder „vernünftige Mensch" mit seinen klaren Augen: ein Hahn war größer als eine Henne. Na also! Da konnte es doch gar nicht fehlen: „Ein großes Ei gab einen Gockel, ein kleines ein Hühnchen." Die gelehrten Leute bemerkten ja meist den Wald nicht vor Bäumen. Nahm man noch dazu, daß bei den Eiern eine starke, oder dunkler gefärbte Schale auch einen Hinweis bieten müßte, dann kam man dem Geheimnis schon näher. Groß, stark und dunkel, das schickte sich doch zweifellos als Eigenschaft zur männlichen Seite der Natur. Umgekehrt durfte man auf das Vorhandensein von Hennen im Ei schließen, wenn dieses klein, dünnschalig und hell von Farbe war. Schwer und leicht waren ja auch „Eigenschaften". Daß ein schweres Ei wieder darauf schließen ließ, ein Hahn sei daraus zu erbrüten, verstand sich ebenso von selbst, wie das Gegenteil: von einem leichten Ei konnte nur eine Henne zu erwarten sein. Auch die Wasserprobe bot sich als Behelf. Sank ein in Wasser gelegtes Ei unter, so mußte eine Henne daraus hervorgehen; hielt es sich aber oben, gab es nach dem Ausbrüten sicher einen tüchtigen Hahn.

Irgendwo hatte man von Hühnerkundigen gehört, der dunkelfarbige Eidotter böte ein Merkmal dafür, daß ein Hahn daraus geworden wäre, hätte man das Ei ausbrüten lassen. Ebenso „natürlich" sollte es sich bei hellerfarbigem Dotter verhalten; in diesem Fall hätte es eine Henne gegeben. Was lag nun näher, als ein zum Brüten ausgewähltes Ei im durchfallenden Licht zu betrachten? Konnte man dabei auch die Farbe nicht genau feststellen, so zeigte sich doch die Tönung des Dotters dunkler oder heller und beides durfte man nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes auf die Eigenschaften männlich oder weiblich be-

Digitized by Google

ziehen. Kam nun dazu noch die Beobachtung, daß der Dotter im Ei größer war, so durfte man abermals einen künftigen Hahn, im Gegenteil aber eine Henne ausgebrütet zu erhalten mit Sicherheit erwarten. Damit besaß man „hinreichende" Möglichkeiten zur Geschlechtsbestimmung. Und es machte den gelehrten Männern keine Ehre, so selbstverständliche Wahrnehmungen nicht gemacht zu haben. Ihnen fehlte eben der praktische Blick!

Soweit war nun die Frage Hahn oder Huhn einfach gelöst. Leider gab es aber doch eine nicht geringe Überraschung, wenn aus dem oder jenem Ei unerwartet ein Hahn statt eines Hühnchens oder auch gar nichts herauskam. Man hätte nun also nur noch dahinterkommen müssen, an welchen Merkmalen sicher zu erkennen sei, ob ein Ei befruchtet war oder nicht. Und hier versagte nun leider der bis dahin so vermeintlich erfolgreich in Anspruch genommene gesunde Menschenverstand. Hier begann das Reich des Geheimnisvollen.

Von der Wissenschaft erwartete man in dieser Hinsicht von vornherein nichts. Die Gelehrten wollten ja von übersinnlichen Offenbarungen nichts hören, ja sie verhielten sich obendrein durchaus ablehnend. Ein Grund mehr also, hier als Hühnerologe der Wahrheit eine breite Gasse zu brechen, und diesen Begriffskrüppeln nebenbei einmal zu beweisen, daß es eine höhere Stufe der Erkenntnis von Dingen gab, von deren Faßbarkeit sie sich in ihrer armseligen Schulweisheit nichts träumen ließen.

Da man einmal mehr Hennen als Hähne haben wollte, wie Wilhelm Busch sagt: „teils dieserhalb, teils außerdem" und „der Eier wegen, welche diese Vögel legen," so griff man zum Orakel des „magischen Ringes" oder „siderischen Pendels". Man braucht ja nicht zu wissen, daß dieser „Wünschelapparat" vor vielen Jahrhunderten schon zu zauberischen Zwecken gebraucht worden war. Behauptete jemand, die amerikanischen Farmer bedienten sich des siderischen Pendels zum Nachweis, ob ein Hühnerei befruchtet sei oder nicht, so war man schon überzeugt, hier müsse etwas Wertvolles geboten sein, denn mit Amerika ist ja der Begriff des praktischen Menschen verbunden. Und daran ist entschieden etwas Wahres, wenigstens insoweit, als die Amerikaner

Digitized by Google

sich durchaus nicht daran stoßen, sich für ein Stückchen Seidenfaden und ein bißchen Kupferdraht den tausendfachen Wert bezahlen zu lassen. Einfach wie dieses Hilfsmittel gestaltete sich auch die Anwendung des siderischen Pendels zur Bestimmung, ob ein Ei befruchtet sei oder nicht, und wenn das erstere der Fall war, ob daraus ein Hahn oder eine Henne nach dem Brüten hervorkommen würde. Den Faden des siderischen Pendels brauchte man nur zwischen Daumen und Zeigefinger zu halten und den Ellbogen auf die Tischplatte zu stützen, auf der das zu prüfende Ei lag. Und was zeigte sich nun? Blieb der Ring oder das hufeisenförmige Stückchen Kupferdraht an dem Seidenfaden unbeweglich, so durfte man als sicher annehmen, das Ei sei nicht befruchtet. Wie lauten doch die Redensarten: „Stillstand ist Tod", „Bewegung ist Leben". Hier triumphierte abermals der gesunde Menschenverstand. Rührte sich das Pendel nicht, dann war eben kein Leben in dem Ei. Fort damit in die Küche! Wie aber enthüllte das okkultistische Hilfsmittel die wichtige Schicksalsfrage: Hühnchen oder Hähnchen? Seit den Tagen des Aristoteles ist das Runde edler und besser als das Eckige, der Kreis „in sich vollendeter" als eine andere Figur. Und das in sich Vollendetere sollte nach dem nicht als männliche Eigenschaften anzeigend gelten? Wer möchte daran zweifeln? — Also! Schwingt der siderische Pendel in schönem Kreisbogen, dann ist ein Hahn im Keimplasma. Wenn er aber „nur" oval schwingt, muß eine Henne aus dem Ei erbrütet werden. Damit erschloß die Geheimwissenschaft das so begierig umworbene Rätsel.

Leider zeigte sich bald, daß der Zauber faul war, und daß man lieber hätte sagen sollen: „Geh heim Wissenschaft", und zwar in dem Sinne, wie der Münchner zu jemanden sagt, der ihn enttäuscht hat: „Gengen S' hoam!"

Es soll hier nicht versucht werden, darzustellen, worin die subjektive Täuschung beruht, die sich beim Hantieren mit dem siderischen Pendel ergibt. Dafür dürfte es interessieren, zu welchen Ergebnissen Versuche mit dem Pendel führten, die in Fachkreisen unternommen wurden. Nach den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft vom 11. Juni 1921 brachten die Pro-

Digitized by Google

ben mit dem Wunderapparat ein total negatives Ergebnis. Es stellte sich heraus, daß Eier, die nach der Pendelprobe unbefruchtet sein sollten, sich beim Brüten bis zu 75 Prozent als befruchtet erwiesen. Angeblich befruchtete Eier waren bis zu 25 Prozent unbefruchtet. Wie es sich aber gar mit den geheimwissenschaftlichen Erklärungen der Ringbewegungen oder Ovalpendelei und ihrem Verhältnis zu Hahn oder Huhn verhielt, darüber schweigt man besser. Warum nun der magische Apparat überhaupt „pendelte", das ist eine Frage für sich, die, als zu weit führend, hier nicht behandelt werden soll, zumal wir in unserer Bibliothek Jahrgang 1920, Band 3, Seite 86—117 über die Wünschelrute und ihre Funktion eine ausführliche Erklärung gebracht haben. Was dort von Seite 112 an über die Wünschelrute gesagt ist, dient auch zur Erklärung des siderischen Pendels.

Da es mit dieser Errungenschaft wie mit so vielen „geisteswissenschaftlichen Forschungen" und ihren negativen Ergebnissen nichts ist, wird man also weiterhin die Natur walten lassen müssen und darauf verzichten, den „gesunden" Menschenverstand ebensowenig zu bemühen, als die übersinnlichen „Wissenschaften", wenn man solche Fragen nicht verkehrt beantwortet haben will. Einstweilen aber füllten sich die praktischen Leute den Beutel, die den „Forschern" in geheimen Wissenschaften siderische Pendel um teueres Geld verkauften. Das war, wenn auch nicht das einzig reelle, so doch das sicher reale Ergebnis aller geheimwissenschaftlichen Hühnorologenbemühungen. J. Zimm.

Wie man im „Frieden" den Krieg fortführt

In der Zeitschrift „Der Auslandsdeutsche" findet sich eine kleine, aber höchst lehrreiche Geschichte, die aus der in Batavia erscheinenden „Deutschen Wacht" nach einem Bericht der „Straits Times" aus Singapore wiedergegeben ist. Das englische Blatt veröffentlichte den Jahresbericht der „Malayan-Matches Limited", einer englischen Zündholzfabrik, die in den malaiischen Staaten aufgebaut wird. Im Auftrag dieser Gesellschaft besuchte ein Herr Bell eine Berliner Fabrik, wo man ihm Pläne und Einzelheiten der für diesen Betrieb in Betracht kommenden Maschinen gab. Er

Digitized by Google

hatte sich beim Kolonialamt in London vergewissert, einen erfahrenen Monteur der deutschen Werke engagieren zu dürfen, der die komplizierten Maschinen in den Malaienstaaten aufbauen sollte. Das Kolonialamt hatte ihm geantwortet, daß es Politik der englischen Regierung sei, so viel wie möglich von Deutschland und Deutschen Gebrauch zu machen, falls dies den englischen Interessen möglich sei, also so viel wie möglich in Deutschland zu kaufen und jeden einzelnen Deutschen möglichst auszunützen, vorausgesetzt, daß der Nutzen für die Engländer größer sei als der daraus entfallende Nutzen für die Deutschen. Der englische Beamte in Singapore habe die Erlaubnis erhalten, für solche Ausnahmefälle, wie den der Zündholzfabrik, Deutschen die Einreise zu bewilligen.

Daraufhin engagierte der Engländer in Berlin einen deutschen Monteur. Nach seiner Rückkehr erhielt er in Singapore die Zulassungserlaubnis für den deutschen Monteur vom High Commissioner und vom Chief Secretary. Als der Monteur in Padang ankam, war ein anderer Acting Chief Secretary im Dienst, der nun mitteilte, daß die Regierung ihre Ansicht über die Zulassung des deutschen Monteurs geändert habe und zum Schadenersatz für irgendwelchen Verlust, der für die Gesellschaft dadurch entstehen werde, bereit sei.

Die Gesellschaft beschloß darauf, an die englische Regierung zu appellieren und schickte den Monteur einstweilen nach Java, wo sie ihn auf ihre eigenen Kosten unterhalten mußte. Monate hindurch schlug sich nun die Gesellschaft mit der Regierung in London herum, bis diese sich endlich nach beinahe fünf Monaten bereit erklärte, den deutschen Monteur zuzulassen, falls die Gesellschaft nachweisen könne, daß, wenn die Regierung die ursprünglich erteilte Bewilligung nicht zurückgezogen hätte, die Fabrik nun schon aufgebaut wäre und mit der Produktion begonnen hätte. Fast täglich wurde die Direktion nun bei der Regierung vorstellig, betonte ihre schwierige Finanzlage, wies darauf hin, daß sie hohe Gehälter und Ausgaben bezahle und daß ihr allmählich die Mittel ausgingen, wenn die Maschine nicht montiert werden könne. Man hatte zwar, als dem deutschen Monteur die Landung ver-

Digitized by Google

weigert wurde, den für die fertiggestellten, also durch den Deutschen montierten Zündholzmaschinen engagierten englischen Ingenieur kommen lassen, und der hatte fast alle Maschinen zusammensetzen können, allerdings mit Ausnahme der überaus komplizierten automatischen Maschinen, für die der deutsche Spezialist nicht zu entbehren war. Inzwischen ist aber der deutsche Monteur trotz der Zusage der Regierung immer noch nicht angekommen, und der Gesellschaft sind, ihrem Jahresbericht zufolge, die Mittel ausgegangen und das ganze Unternehmen in Frage gestellt.

Man ersieht daraus, was ein deutscher Monteur für die englische Wirtschaft bedeuten kann, denn mit den malaiischen Zündhölzchen wollte man doch die japanische Konkurrenz von Indien und den Straits fernhalten, und die Gesellschaft glaubte sicher ein hochpatriotisches Unternehmen in Gang zu bringen, zu dem die deutsche Maschinentechnik und der deutsche Monteur zu Ruhm und Ehre des englischen Weltreiches hätten helfen sollen. F. E.

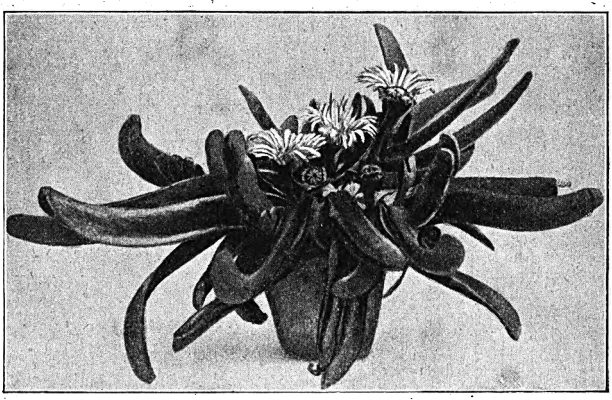
Die Pflanze mit den Auferstehungsternen

Am eigenartigsten zeigt sich in der Natur das Anpassungsvermögen an die Beschaffenheit des Standortes und der klimatischen Einflüsse bei den Pflanzen. So gibt es etwa dreihundert Mesembrianthemumgattungen, deren fleischiger Wuchs sie als Steppen- und Wüstengewächse erkennen läßt. Ihr Aussehen ist teilweise wirklich außerordentlich seltsam, und so ist es begreiflich, daß ein großer Teil dieser Gewächse in botanischen Gärten und Treibhäusern gezogen wird. Ihre natürlichen Verbreitungsgebiete sind Südafrika und die Arabische Wüste, sie kommen aber unter ähnlichen Lebensbedingungen, die ihnen dort geboten sind, bis zu den Kanarischen Inseln vor. Ihr Wuchs und ihre ganze Lebensweise beweist, daß sie von bestimmten Einflüssen und von den sich daraus ergebenden Umständen abhängig sind. So sind die Samenkapseln der meisten dieser genannten Gattungen hygrometrisch; sie öffnen sich nur bei feuchtem Wetter, wodurch allein ihre Fortpflanzung in der dürren Landschaft ihrer Heimat möglich wird.

In unseren Samenhandlungen werden derartig eigenartige

Digitized by Google

Pflanzengebilde oft unter der Bezeichnung „Auferstehungssterne“ angeboten. Es sind dies die Fruchtstände oder Samenkapseln, die im trockenen Zustande geschlossen sind. Benetzt man nun diese Früchte mit einem Tropfen Wasser, so öffnen sie sich langsam und breiten sich allmählich zu einem ansehnlichen sternartigen Gebilde aus, in dem die Samenkörner eingebettet liegen. Ist das



Die „Pflanze mit den Auferstehungsternen“.

Wasser vollständig verdunstet, so schließt sich der „Stern“ wieder und der kugelige Fruchtstand sieht dann wieder aus wie vorher. Das Öffnen und Schließen kann man beliebig oft veranlassen. Dieses kleine Pflanzenwunder kann man aber auch im Zimmer heranziehen, denn diese „Mittagsblume“ kommt bei einiger Pflege recht gut fort. Gärtnereien, die mit Kakteen und Fettgewächsen handeln, führen die Pflanze unter dem Namen Mesembrianthemum linguaeforme. Unser Bild zeigt das Gewächs mit seinen fleischigen, fingerdicken Blättergebilden mit „Blüten“ und geschlossenen Fruchtständen. H. Holm.

Von Sonnenkönigs Gnaden

Der „allerchristlichste“ König, Ludwig XIV. von Frankreich, dessen glorreiche Eroberungen die gallische Nation bis

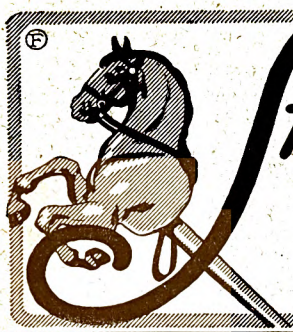
Digitized by Google

zum heutigen Tage nicht zur Ruhe kommen lassen, wurde von seinen höfischen Speichelleckern mit allen Mitteln im Wahn erhalten, daß sein glänzender Name in den fernsten Erdteilen die Völker mit Bewunderung erfülle. Fabelhafte persische und chinesische Gesandte erschienen am Hofe des „weltbeherrschenden Sonnenkönigs", die nichts weiter als fremde Abenteurer waren. Man liebte in Versailles prunkhafte politische und religiöse Schauspiele, die dem Größenwahn Ludwigs XIV. schmeichelten. Eines Tages kam mit einem französischen Schiff ein junger Neger nach Frankreich. Der Kapitän des Schiffes wollte den hübschen Schwarzen als Diener behalten. Der stattliche Afrikaner fiel einigen Personen auf, denen daran gelegen war, ihn für einen exotischen Prinzen auszugeben; sie entführten ihn heimlich aus Bordeaux und brachten ihn nach Paris. Der gelehrige Abenteurer gab sich als Sohn und Nachfolger eines Negerkönigs der Goldküste aus und wurde Ludwig XIV. vorgeführt.

Als Bousset den Schwarzen im Jahre 1701 taufte, übernahm der König die Stelle eines Paten. Von nun ab erhielt der als Heide Aniaba genannte Neger die Namen Louis Hanibal und den Titel ei es Königs von Assiné. Der große Pate, Ludwig XIV., war Zeuge der pomphaften Handlung, als Louis Hanibal das Abendmahl aus den Händen des Kardinals von Noailles empfing. Der König ließ den Afrikaner standesgemäß erziehen und verlieh ihm eine Kompanie Reiter. Als die Nachricht vom Ableben des afrikanischen Negerfürsten nach Paris gelangte, wurde der schwarze Thronfolger, begleitet von d'Amou, nach seiner Heimat gebracht. Zwei Kriegschiffe erschienen an der Goldküste, wo es sich herausstellte, daß der angebliche Prinz und Thronerbe der entlaufene Sklave eines Eingeborenen war. Die Pläne Frankreichs auf das Land an der Goldküste waren damit gescheitert. Enttäuscht segelte d'Amou davon und überließ den Schwarzen seinem Schicksal. Kein Mensch kümmerte sich mehr um den Paten des großen Königs. A. Breme.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / In Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien

Digitized by Google



Steckenpferd-Teerschwefelseife

bestbewährt gegen alle Hautunreinigkeiten.

Überall zu haben!

Zauber-Tintenfaß

sensationelle Neuheit!

Selbsttätig aufstehend, wenn es umgeworfen, kann umgedreht werden, die teure Tinte verdunstet nicht. Aus prima Glas

Stück M. 12.— gegen Einsendung

1 2 3 4 5 6 Stück

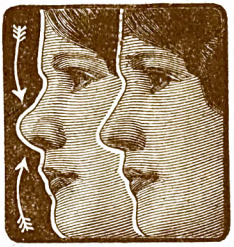
14.— 27.— 39.— 52.— 64.— 76.— Mk. fr.

(Nachn. je M. 2.25 mehr). Postscheckkonto Berlin 38 623. Abteilung I: Scherz-, Festbedarf-, Zauberartikel, Spielwaren, Feuerwerk. Liste gratis und franko.

A. Maas & Co., Berlin 30, Markgrafenstr. 84. Gegründet 1890.

Nasenformer ‚Zello-Punkt'

D. R. Patent und **D. R. G. M.**



Das **neue Modell 21** mit 6 verschiebbaren Präzisionsregulatoren und Lederschwammpolstern ist für jede unschöne Nasenform einstellbar und formt die orthopädisch richtig beeinflußten Nasenknorpeln in kurzer Zeit normal. (Knochenfehler nicht.) **Hofrat Prof. Dr. med. von Eck** schreibt: Die Vorzüge, verbunden mit den nachweisbaren Erfolgen des Apparates, veranlassen mich, denselben dauernd zu verordnen. Ueber 200 000 St. verkauft. Jll. Beschreibung mit hunderten notariell beglaubigten Erfolgsberichten gratis. Preis komplett M. 130.—, mit weichsten Polstern M. 180.— einschließl. ärztlicher Anleitung. Versand diskret. **Fabrik orthopädischer Apparate L. M. Baginski, Berlin W 127,** Potsdamer Straße 32.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart / Berlin / Leipzig

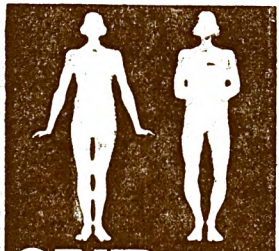
Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung ist das vielseitigste. Es enthält außer den neuen Rechtschreibregeln u. a.: 100 000 Wörter. Ein unentbehrliches Handbuch für jedermann. In Halbleinen gebunden derzeit 110 M.

Zu haben in allen Buchhandlungen

„Eta-Formenprickler“

Eine neue medizinische Erfindung! Wirkung: ein tiefes, angenehmes Prickeln erfolgt, kräftigt und festigt durch neu angeregte Blutzirkulation intensiv die Brustgewebzellen. Die unentwickelte oder welkgewordene Brust wird üppig und drall. Der Erfolg ist ärztlich bestätigt. So schreibt u. a. der Kosmetiker Dr. med. Klatt: „Senden Sie noch 2 ‚Eta-Formenprickler‘. Habe mit der Anwendung dieses Apparates wirklich sehr schöne Erfolge erzielt.“ Preis komplett M. 46.— mit Garantieschein.

Laboratorium „Eta“, Berlin W 239,
Potsdamer Straße 32.



O u X Beine heilt

auch bei älteren Personen

der Beinkorrektions-Apparat

Ärztlich im Gebrauch!

Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1 Mk. (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch-anatomische Broschüre!

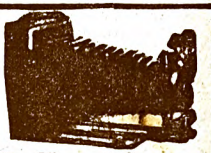
Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus

„OSSALE“

Arno Hilduer Chemnitz 14 b

Briefmarken billig z. B.

155 bessere, alle versch. M. 7.50
darunter auch Kriegsm.
210 desgl. „ 19.20
500 desgl. „ 90.—
Porto extra, Preisliste umsonst.
Markenh. **Wilh. Baumann, Berlin-Friedenau 2 a,** Rembrandtstr. 3—4.



Teilzahlung

Photo - Apparate
aller Art
Photogr. Artikel
Kataloge umsonst u. portofrei
Jonass & Co. P. 894
Belle-Alliance-Strasse 7-10

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Die erfahrene Frau im häuslichen Wirkungskreise

Von **Dr. Hedwig Heyl.** Vornehm gebunden 150 Mark.

Das meiste Wissen der Hausfrau ist auf praktische Erfahrung gegründet. Die Neuzeit hat auch im Wirkungs- und Interessenkreis der Frau Errungenschaften zu verzeichnen, die in den beschränkten Verhältnissen der Zukunft Würdigung finden können. Dieses Buch bringt Schätze an praktischem Wissen für die Frauenwelt, die sonst nur in langer Zeit und mit vielen Opfern errungen werden können.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Meister-Romane des Union-Verlags

Unser Haus

Roman von Felix Hollaender

11.–20. Tausend. Geh. M. 55.–, in Halbleinen geb. M. 120.–

Der Roman ist in seiner Tiefe und herben Schönheit ein klassisches Meisterwerk! »Unser Haus« gibt das tief innerliche Bild einer Jugend und des Vaterhauses, menschlich wahr und hinreißend, eine Wanderung in rückblickendem dichterischen Erleben von der Kindheit an bis zur vollen Mannwerdung – nicht für Unausgereifte, sondern für besinnliche Lebenskenner, in den eingeflochtenen Tagebuchblättern von Grete Senz auch eine hochdramatische Schilderung des Kampfes eines Mädchens um sein natürliches Recht auf Liebe.

Tragik des Glücks

Roman von Wilhelm Fischer in Graz

Geheftet M. 55.–, in Halbleinen gebunden M. 120.–

Mit diesem Roman hat der bekannte Grazer Dichter den Freunden feinsinniger Literatur eines seiner besten Werke geschenkt – ein Buch von sonntäglicher Feierlichkeit des Geschehens und feinster geistiger Kultur, in dem die poesieumwobene steyrische Gebirgslandschaft in all ihrer idyllischen Schönheit lebendig wird. Mit Augen, die das Geistige im Irdischen sehen, hat der Dichter die Schicksale erfaßt und im feinen Empfinden seiner Gestalten die unsichtbaren Fäden bloßgelegt, die anziehen, verketten und sich wieder lösen im Wechselspiel seltsamen Erlebens.

Die Last

Roman von Georg Engel

11.–16. Tausend. Geh. M. 45.–, in Halbleinen geb. M. 110.–

Eine Seelenstudie von packender Wirkung und dämonischer Psychologie, ein großer Herzensroman voll intimer Reize der Charakter- und Naturschilderung, der sich dem Leser tief einschreibt und durch seine dichterische Wahrheit erschütternd wirkt.

Stürme

Liebesroman von Hans Land

48.–53. Tausend. Geh. M. 45.–, in Halbleinen geb. M. 110.–

Ein Kabinettstück des echten und ungekünstelten, bei aller Leidenschaft in Form und Inhalt vornehmen Liebesromans. Mit großer Meisterschaft ist die scheinbar unlösliche Verwicklung, der dramatische Höhepunkt und die Lösung des Konfliktes gefunden und dargestellt.

Labyrinth des Herzens

Novellen von Kurt Münzer

Geheftet M. 55.–, in Halbleinen gebunden M. 120.–

Diese Sammlung von acht Novellen reiht sich den Meister-Romanen würdig ein. In Münzers meisterlichem Stil geprägt muten diese Novellen an wie seltene Steine, jeder seiner Eigenart nach geschliffen. Außergewöhnliche Menschen und die Wirrnisse ihrer erdenfremden Herzen sind mit feinster Psychologie geformt, Vorzüge, an denen der Leser nicht vorübergehen wird.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076554374

Digitized by Google